

Leseprobe

J M Miro

Ganz gewöhnliche Monster – Dunkle Talente Roman

Bestellen Sie mit einem Klick für 24,00 €



Seiten: 800

Erscheinungstermin: 13. Oktober 2022

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

*Für Dave Balchin,
der in der sechsten Klasse einem Jungen
das Leben rettete*

»Und die Weiber empfangen und gebaren Riesen,
deren Länge dreihundert Ellen betrug.
Diese verschlangen allen Erwerb der Menschen,
bis es unmöglich wurde, sie zu ernähren.
Da wandten sie sich gegen Menschen, um sie zu essen.«


– *Buch Henoch*

**DAS DING AUF
DER GEPFLASTERTEN
TREPPE**

1874

1

VERLORENE KINDER

 Als Eliza Grey das Baby zum ersten Mal sah, zuckelte sie gerade im Dämmerlicht in einem Güterwaggon über eine verregnete Strecke drei Meilen westlich von Bury St Edmunds, in Suffolk, England. Sie war sechzehn Jahre alt, unbelesen, weltfremd, ihre Augen so dunkel wie der Regen. Sie war hungrig, da sie seit vorletzter Nacht nicht gegessen hatte, und sie trug weder Mantel noch Hut, weil sie im Dunkeln geflüchtet war – ohne zu wissen, wohin, oder was sie als Nächstes tun sollte. An ihrem Hals waren immer noch die Daumenabdrücke ihres Arbeitgebers sichtbar, auf ihren Rippen die blauen Flecken, die seine Stiefel hinterlassen hatten. In ihrem Bauch wuchs sein Baby heran, doch das wusste sie noch nicht. Sie hatte ihn dem Tod überlassen, in seinem Nachthemd, eine Haarnadel in seinem Auge.

Seitdem war sie auf der Flucht. Als sie aus dem Schutz der Bäume gestolpert war und über das Feld hinweg in der Dämmerung den nahenden Güterzug gesehen hatte, dachte sie zunächst nicht, dass sie ihn rechtzeitig erreichen würde. Aber irgendwie schaffte sie es, über den Zaun zu klettern und durch das überflutete Feld zu waten, während der eiskalte Regen seitlich auf sie einprügelte. Und als sie auf dem Bahndamm stürzte und wieder runterrutschte und der ölige Schlamm ihre Röcke schwer und glitschig machte, gelang es ihr irgend-

wie trotzdem, sich mit Händen und Füßen wieder hochzukrallen.

Dann hörte sie die Hunde. Sie sah Reiter aus dem Wald auftauchen, dunkle Gestalten, erst eine, dann noch eine, dann noch eine, ordentlich hinter dem Zaun aufgereiht. Die schwarzen Hunde waren schon von der Leine, preschten mit lautem Gebell voraus. Sie sah, wie die Reiter ihre Pferde mit Fußtritten in den Galopp zwangen, und als sie den Griff eines Güterwaggons zu fassen bekam und sich mit letzter Kraft erst hoch und dann in den Wagen schwang, hörte sie einen Gewehrschuss, irgendetwas blitzte pfeifend an ihrem Gesicht vorbei. Sie drehte sich um und sah den Reiter mit dem Zylinderhut, den Furcht einflößenden Vater des toten Mannes, der in seinen Steigbügeln stand und erneut die Flinte ansetzte und zielte. Sie rollte sich verzweifelt weg von der Tür und in das Stroh, wo sie keuchend liegen blieb, während der Zug in der Dunkelheit Geschwindigkeit aufnahm.

Sie musste eingeschlafen sein. Als sie wieder zu Bewusstsein kam, klebte ihr Haar an ihrem Hals, der Boden des Güterwagens ratterte und wummerte unter ihr, Regen wehte durch die offene Seitentür herein. Sie konnte in der Dunkelheit gerade so die aufgetürmten Kisten ausmachen, versehen mit dem Logo der Greene-King-Brauerei, und eine Holzpalette, die verkehrt herum im Stroh lag.

Und da war noch etwas. Irgendein Licht, sie konnte nicht sehen, woher es kam. Ein Licht, schwach und kalt und blau wie das entfernte Leuchten eines Flächenblitzes. Aber als sie näher herankroch, sah sie, dass es gar kein Licht war. Es war ein Baby, ein kleiner Junge, der im Stroh leuchtete.

Sie würde sich ihr Leben lang an diesen Moment erinnern. Wie das Gesicht des Babys flimmerte, ein durchsichtiges Blau, als würde unter seiner Haut eine Laterne brennen. Wie die

Venen auf Wangen und Armen und Hals eine Art Landkarte zeichneten.

Sie kroch näher heran.

Neben dem Baby lag seine schwarzhaarige Mutter, tot.

Was bestimmt den Lauf eines Lebens, wenn nicht der Zufall?

Eliza beobachtete, wie das Leuchten unter der Haut des winzigen Wesens langsam verblasste und schließlich verschwand. In diesem Moment erschien ihr ihr eigenes Leben wie eine lange, durchgehende Linie. Alles, was sie gewesen war, lag hinter ihr. Alles, was sie noch werden würde, erstreckte sich vor ihr. Sie kauerte auf Händen und Knien im Stroh, schwankte mit dem Güterwagen hin und her, fühlte, wie ihr Herzschlag langsamer wurde. Und fast dachte sie, sie hätte es nur geträumt, dieses blaue Leuchten. Fast dachte sie, das Nachleuchten in ihren Augenlidern sei nur die Folge von Erschöpfung und Furcht, nur ein Symptom des schmerzlichen Gedankens an das Leben auf der Flucht, das vor ihr lag. Fast.

»Oh, was bist du denn für ein kleines Ding?«, murmelte sie.

»Wo kommst du denn her?«

Sie selbst war nichts Besonderes, war nicht clever. Sie war klein wie ein Vogel, ihr Gesicht verkniffen und schmal, die Augen zu groß, ihr Haar braun und grob wie trockenes Stroh. Sie wusste, dass sie nicht wichtig war – man hatte es ihr immer wieder gesagt, schon seit sie ein kleines Mädchen gewesen war. Vielleicht gehörte ihre Seele in der nächsten Welt Jesus, in dieser Welt gehörte ihr Fleisch dem Erstbesten, der ihr Essen, Kleidung und Obdach anbot. So war diese Welt nun mal. Aber während der kalte Regen auf das Dach prasselte und an der offenen Wagentür vorbeiströmte und sie das Baby ganz fest an sich klammerte, während sich die Erschöpfung vor ihr aufbaute wie eine Tür in die Dunkelheit, war sie überrascht von dem Gefühl, das sie ergriff. Überrascht, wie plötzlich es ein-

fach da war. Wie unkompliziert und leidenschaftlich dieses Gefühl war. Es fühlte sich an wie Wut, auch genauso aufsässig, aber es war keine. Sie hatte in ihrem Leben noch nie etwas in ihren Armen gehalten, das derart hilflos war, so wenig bereit für die Welt. Sie fing an zu weinen. Sie weinte für das Baby, und sie weinte für sich selbst. Und sie weinte wegen der Dinge, die sie nicht mehr ungeschehen machen konnte. Und nach einer Weile, als sie sich ausgeweint hatte, starrte sie einfach in den Regen und hielt das Baby.

Eliza Mackenzie Grey. Das war ihr Name, flüsterte sie dem Baby zu, immer wieder, als wäre es ein Geheimnis. Sie fügte nicht hinzu: *Mackenzie nach meinem Vater, ein guter Mann, den der Herr zu früh genommen hat.* Sie sagte nicht: *Grey nach dem Mann, den meine Mutter danach heiratete, ein Kerl so groß wie mein Da, gut aussehend wie der Teufel mit einer Geige, der süß daherreden konnte auf eine Art, die meine Mutter zu mögen glaubte. Ein Kerl, der aber nicht so war wie seine Worte.* Der Alkohol hatte den Charme dieses Mannes schon wenige Wochen nach der Hochzeit weggespült, bis der Boden ihrer jämmerlichen Behausung oben im Norden in Leicester von Flaschen übersät war und er begann, Eliza morgens grob anzufassen – auf eine Weise, die sie, noch ein Mädchen, noch nicht verstand, die ihr wehtat und sie beschämte. Als sie im Alter von dreizehn Jahren als Bedienstete verkauft wurde, war es ihre Mutter, die den Verkauf abwickelte. Es war ihre Mutter, trockene Augen, Lippen weiß wie der Tod, die sie zur Agentur schickte. Was auch immer zu tun war, um sie vor diesem Mann in Sicherheit zu bringen.

Und jetzt dieser andere Mann. Ihr Arbeitgeber, Sprössling einer Zuckerfabrikantenfamilie, mit seinen feinen Westen und seinen Taschenuhren und dem gepflegten Backenbart, der sie zu sich in sein Arbeitszimmer gerufen und sie nach ihrem Namen gefragt hatte – obwohl sie da schon zwei Jahre im Haus gearbeitet hatte. Und der vor zwei Nächten sanft an ihrer

Zimmertür geklopft hatte, in der Hand einen Kerzenhalter. Der sanft den Raum betreten und die Tür hinter sich geschlossen hatte, bevor sie aus dem Bett steigen konnte. Bevor sie auch nur fragen konnte, was los war. Jetzt lag er tot auf dem Boden ihres Zimmers, Meilen entfernt, in einer Sauerei aus schwarzem, geronnenem Blut.

Tot durch ihre Hände.

Im Osten wurde der Himmel blasser. Als das Baby begann, vor Hunger zu weinen, nahm Eliza das einzige Essen, das sie hatte, eine in ein Taschentuch gewickelte Brotkruste, zerkaute ein Stückchen und gab die Pampe dann dem Baby. Es nuckelte hungrig daran, die Augen weit geöffnet und auf ihre gerichtet. Seine Haut war so blass, sie konnte die blauen Venen darunter erkennen. Dann kroch sie hinüber zur toten Mutter und fand in deren Unterrock ein schmales Bündel Geldscheine und eine kleine Börse mit Münzen. Mühsam öffnete sie das Gewand der Mutter und rollte sie dann zur Seite, um sie aus der Kleidung zu befreien. An ihrem Hals hing eine lederne Kordel mit zwei schweren, schwarzen Schlüsseln. Diese ignorierte Eliza. Die hellen lilafarbenen Röcke waren lang, und sie musste die Taille umschlagen, damit sie ihr passten. Als sie fertig war, murmelte sie ein Totengebet. Die tote Frau war weich und üppig und hatte dickes schwarzes Haar. Sie war alles, was Eliza nicht war. Aber ihre Brüste und Rippen waren mit Narben bedeckt: Furchen aus Brandblasen, aber keine normalen Brandnarben oder Pockennarben. Eher, als sei das Fleisch geschmolzen und dann gefroren. Eliza wollte sich nicht vorstellen, was diese Narben verursacht hatte.

Die neue Kleidung war weicher als ihre eigene, feiner. Im Licht des frühen Tages, als der Frachtzug dazu übergegangen war, an kleinen Kreuzungen sein Tempo zu drosseln, sprang sie mit dem Baby in ihren Armen ab und ging an den Schienen entlang zurück zum letzten Bahnhof. Es war ein Dorf na-

mens Marlowe, und weil der Name so gut wie jeder andere war, nannte sie auch das Baby Marlowe. Dann nahm sie sich in der einzigen Pension – eine Unterkunft neben der alten Raststätte – ein Zimmer und legte sich, ohne auch nur ihre Stiefel auszuziehen, in die sauberen Laken, das Baby warm und weich auf ihrer Brust, und zusammen schliefen und schliefen sie.

Am Morgen kaufte sie einen Fahrschein dritter Klasse nach Cambridge, von dort reisten sie und das Baby weiter nach Süden, bis nach King's Cross und dann tief hinein in das dunkle und verrauchte London.

Das Geld, das sie gestohlen hatte, reichte nicht lange. Im Stadtteil Rotherhithe erzählte sie rum, dass ihr junger Ehemann bei einem Kutschenunfall umgekommen sei und sie nun eine Anstellung suchte. In der Church Street fand sie in einem Pub für Binnenschiffer Arbeit und eine Unterkunft beim Besitzer und seiner Ehefrau, und für eine Weile war sie glücklich. Die schwere Arbeit störte sie nicht, sie schrubhte Böden, stapelte Gläser, siebte Mehl und Zucker aus den Fässern und wog es. Sie fand sogar heraus, dass sie ganz gut im Rechnen war. Und jeden Sonntag nahm sie das Baby und machte sich auf den langen Weg durch Bermondsey bis zum Battersea Park, wo das Gras hoch stand und die Themse im Smog geradeso noch zu erkennen war. Zusammen planschten sie dann barfuß in den Pfützen und warfen Steine nach den Gänsen, während auf den vernebelten Pfaden die Landstreicher vorbeizogen wie flackernde Kerzen. Zu diesem Zeitpunkt konnte man schon fast die leichte Wölbung ihres Bauchs sehen, und sie machte sich ständig Sorgen, denn sie wusste, dass sie das Kind ihres alten Arbeitgebers in sich trug. Aber dann, eines Morgens, als sie in der Hocke über dem Nachtopf kauerte, ergriff sie ein heftiger Krampf, und etwas Rotes und Glitschiges kam

raus. Und damit, so sehr es sie auch schmerzte, war die Sache erledigt.

Dann, in einer trüben Nacht im Juni, wurde sie auf der Straße von einer Frau aufgehalten. Der Gestank der Themse hing schwer in der Luft. Eliza arbeitete inzwischen als Wäscherin in Wapping, verdiente damit kaum genug, um zu essen, und sie und das Baby schliefen unter einem Viadukt. Ihr Umschlagtuch war schäbig und abgenutzt, ihre feingliedrigen Hände verquollen und mit roten Schwielen bedeckt. Die Frau, die sie auf der Straße aufhielt, war gigantisch, fast ein Riese, mit den Schultern eines Ringers und dickem silbernen Haar, das zu einem Zopf geflochten ihren Rücken herabhing. Die Augen der Frau waren klein und schwarz, wie die polierten Knöpfe eines gepflegten Paar Stiefels. Ihr Name, sagte sie, sei Brynt. Sie sprach mit einem breiten amerikanischen Akzent. Ihr sei bewusst, sagte die Frau, dass sie mit ihrer Größe eine ziemlich überwältigende Erscheinung abgebe, aber Eliza und das Baby sollten nicht besorgt sein: Wer unter ihnen habe nicht irgendeine Eigenschaft, die sie von anderen unterscheide, sei dieser Unterschied auch noch so versteckt und klein? Und offenbare sich nicht eben darin das Wunder der Schöpfung, der Wille Gottes in der Welt? Sie selbst war über Jahre in Schau-buden bei Abnormitätenschauen aufgetreten, erzählte sie, sie wusste, welche Wirkung sie auf Menschen haben konnte. Aber jetzt folge sie dem guten Reverend Walker am Turk's Head Theatre – und man möge ihr ihre Direktheit verzeihen, aber war Elizas Seele schon gerettet worden?

Und als Eliza nicht antwortete, sondern nur stumm nach oben starrte, schlug diese riesige Frau, Brynt, die Haube zurück, um das Gesicht des Babys zu sehen. Und Eliza fürchtete plötzlich, Marlowe könnte vielleicht nicht er selbst sein, vielleicht nicht ganz in Ordnung, und sie zog ihn weg. Aber unter der Haube war nur das Baby, das verschlafen lächelte. In die-

sem Moment entdeckte Eliza die Tätowierungen, die die Hände der großen Frau bedeckten und unter ihren Ärmeln verschwanden, wie bei einem Matrosen, der frisch aus den ostindischen Überseegebieten zurückgekehrt war. Verschlungene Kreaturen, monströse Gesichter. Auch auf dem Hals der Frau war Tinte zu sehen, als wäre ihr ganzer Körper angemalt.

»Hab keine Angst«, sagte Brynt.

Aber Eliza hatte keine Angst; sie hatte Derartiges nur noch nie zuvor gesehen.

Brynt führte sie im Nebel durch eine Gasse und über einen regennassen Hof zu einem heruntergekommenen Theater, das sich schief über den schlammigen Fluss dahinter neigte. Drinnen war alles verraucht und unterbelichtet. Das Zimmer war kaum größer als ein Eisenbahnwaggon. Sie sah den guten ehrwürdigen Reverend Walker, der in Hemd und Weste die kleine Bühne auf und ab stakste und dem Publikum aus Matrosen und Straßenmädchen von der kommenden Apokalypse predigte, das Gesicht umspielt von Kerzenlicht. Und sobald er seinen Sermon beendet hatte, eilte er in die Menge, um sein Angebot an Elixieren, Salben und Tropfen anzupreisen und zu verkaufen. Danach brachte Brynt Eliza und das Baby zu ihm. Er saß hinter einem Vorhang und trocknete sich mit einem Handtuch Stirn und Hals. Ein dünner Mann, in Wahrheit kaum größer als ein Junge, aber sein Haar war schon grau, die Augen waren uralte und brannten wie Feuer, und seine weichen Finger zitterten, während er den Deckel seines Laudanum-Fläschchens aufschraubte.

»Es gibt nur das eine Buch Christi«, sagte er sanft. Er blickte auf, seine Augen trüb und blutunterlaufen. »Aber es gibt so viele verschiedene Arten von Christen, wie es jemals Menschen gab, die über diese Erde wanderten.«

Er ballte seine Hand zuerst zur Faust und spreizte dann die Finger.

»Die Vielen aus dem Einen«, flüsterte er.

»Die Vielen aus dem Einen«, wiederholte Brynt wie ein Gebet. »Diese zwei haben nirgends, wo sie bleiben können, Reverend.«

Der Reverend machte nur ein grummelndes Geräusch, seine Augen wurden glasig. Als wäre er allein, als hätte er Eliza vollkommen vergessen. Seine Lippen bewegten sich still.

Brynt nahm Eliza am Ellbogen und führte sie weg. »Er ist nur müde, das ist alles«, sagte sie. »Aber er mag dich, Süße. Dich und das Baby. Du suchst ein Plätzchen zum Schlafen?«

Sie blieben. Zuerst nur über Nacht, dann doch den ganzen nächsten Tag, schließlich bis zur nächsten Woche. Sie mochte die Art, wie Brynt mit dem Baby umging. Und es stellte sich heraus, dass es doch nur Brynt und der Reverend waren, die hier wohnten. Brynt erledigte alles, was so an irdischer, profaner Arbeit anfiel, während der Reverend in dem vor Alter knarrenden Theater seine Elixiere mischte und *mit Gott durch eine verschlossene Tür hindurch stritt*, wie Brynt zu sagen pflegte.

Eliza hielt Brynt und den Reverend zunächst für ein Liebespaar. Aber bald verstand sie, dass der Reverend kein Interesse an Frauen hatte – und als sie dies erkannte, spürte sie sofort eine enorme Erleichterung. Sie schrubbte und schleppte und half sogar beim Kochen, auch wenn Brynt jeden Abend beim Geruch, der aus dem Topf aufstieg, die Nase rümpfte. Eliza fegte auch den Saal aus, half bei der Pflege der Kerzen auf der Bühne und baute täglich aus Ziegelsteinen und Brettern die Sitzbänke.

Es war Oktober, als sich zwei Gestalten in das Theater drängelten und sich die Regentropfen von ihren Chesterfield-Mänteln bürsteten. Der größere von beiden strich mit einer Hand durch seinen tropfenden Bart, die Augen waren von der Hutkrempe verdeckt. Aber Eliza erkannte ihn nichtsdestotrotz. Es war der Mann, der sie mit Hunden gejagt hatte, damals in Suffolk. Es war der Vater ihres toten Arbeitgebers.

Sie versteckte sich hinter dem Vorhang und machte sich ganz klein, als könne sie sich in nichts verwandeln. Aber sie konnte die Augen nicht von ihm abwenden, obwohl sie sich diesen Moment schon so oft vorgestellt hatte, schon so oft davon geträumt hatte und Nacht für Nacht schweißgebadet aufgewacht war. Völlig gelähmt beobachtete sie, wie er die Menge umkreiste, die Gesichter musterte – sie fühlte sich, als würde sie nur darauf warten, dass er sie findet. Aber er blickte nicht in ihre Richtung. Zurück am Eingangsbereich des Theaters stieß er wieder zu seinem Begleiter, knöpfte seinen Chesterfield-Mantel auf und zog eine goldene Uhr an einer Kette hervor – als habe er die Sorge, zu spät zu einem Termin zu sein. Dann drängelten sich die beiden wieder hinaus in das düstere Wapping, und Eliza, unbeschadet, traute sich wieder zu atmen.

»Wer war das, mein Kind?«, fragte Brynt später mit ihrer tiefen, grollenden Stimme, das flackernde Licht der Lampe tanzte über die tätowierten Knöchel ihrer Hände. »Was haben sie dir getan?«

Aber Eliza konnte es ihr nicht verraten, konnte ihr nicht gestehen, dass *sie* es war, die *ihnen* etwas getan hatte. Sie konnte nur das Baby fest an sich klammern und zittern. Sie wusste, dass sein Auftauchen kein Zufall war. Sie wusste in dem Moment, dass er sie immer noch jagte – sie immer jagen würde. Und das ganze gute Gefühl, das sie hier gehabt hatte, hier bei dem Reverend und Brynt, war weg. Sie konnte nicht bleiben, nicht bei ihnen. Es wäre nicht richtig.

Aber sie ging nicht, zumindest nicht sofort. Und dann, eines grauen Morgens, als sie den Wäscheimer über Runyan's Court schleppte, traf sie auf Brynt, die aus ihren riesigen Röcken ein gefaltetes Stück Papier zog und ihr gab. Im Dreck schlief ein Betrunkener. Kleidung hing von einer Wäscheleine. Eliza faltete das Papier auf und blickte in ihr eigenes Gesicht.

Es war ein Steckbrief, den Brynt als Anzeige in einer Zeitung entdeckt hatte. Darin wurde demjenigen eine Belohnung versprochen, der bei der Erfassung dieser Mörderin behilflich war.

Eliza, die nicht lesen konnte, fragte nur: »Ist das mein Name da drauf?«

»Oh, Süße«, sagte Brynt sanft.

Und dann erzählte Eliza es ihr, erzählte ihr alles, dort in diesem düsteren Hof. Zuerst stockend, dann mit einer schrecklichen Eile. Und während sie sprach, fühlte sie Erleichterung: Sie hatte bis dahin nicht begriffen, wie belastend es gewesen war, dieses Geheimnis zu hüten. Sie erzählte von dem Mann in seinem Nachthemd, wie das Kerzenfeuer in seinen Augen geflackert hatte, der Hunger in seinem Blick. Wie es wehgetan hatte und nicht aufgehört hatte wehzutun, bis er fertig war. Und wie seine Hand nach Lotion gerochen hatte, wie sie unter Schmerzen auf dem Nachttisch neben ihrem Bett gewühlt und getastet hatte, bis sie ... *etwas* in die Finger bekam, etwas Scharfes. Und wie sie ihn damit geschlagen hatte, und erst sah, was sie angestellt hatte, als sie ihn von sich runterstieß. Sie erzählte auch vom Güterwagen und der Laterne, die keine Laterne war; und wie das Baby sie in dieser ersten Nacht angesehen hatte. Und sie erzählte sogar, wie sie der toten Mutter das Geld abgenommen hatte und der erstarrenden Leiche dann die feinen Kleider vom Leib gestohlen hatte. Und als sie fertig erzählt hatte, beobachtete sie Brynt, die ihre Wangen aufblähte und sich mit Wucht auf einen umgedrehten Waschtopf setzte, ihre riesigen Knie auf Schulterhöhe, den Bauch nach vorne gewölbt, die Augen zusammengepresst.

»Brynt?«, fragte sie, plötzlich ängstlich. »Ist es ne sehr hohe Belohnung, was die anbieten?«

Darauf hob Brynt ratlos ihre tätowierten Hände und blickte von der einen zur anderen, als sei dort die Lösung eines Rät-

sels zu finden. »Ich konnte es in dir sehen«, sagte sie leise. »Am ersten Tag, als ich dich da sah, auf der Straße. Ich konnte sehen, dass da irgendwas war.«

»Ist es ne sehr hohe Belohnung, Brynt?«, fragte sie erneut.

Brynt nickte.

»Was willst du tun? Erzählst du's dem Reverend?«

Brynt sah auf. Sie schüttelte langsam ihren riesigen Kopf. »Diese Welt ist groß, Süße. Manche glauben, wenn du weit genug läufst, kannst du allem davonlaufen. Sogar deinen Fehlern.«

»Glaubst ... glaubst du das auch?«

»Ach, ich laufe schon seit achtzehn Jahren. Du kannst dir selbst nicht davonlaufen.«

Eliza rieb sich die Augen, wischte sich mit dem Handrücken über die Nase. »Ich wollte es nicht«, flüsterte sie.

Brynt deutete mit einem Kopfnicken auf den Zettel in Elizas Hand. Sie ging los, dann blieb sie stehen.

»Manchmal verdienen es die Bastarde einfach«, sagte sie wütend.

Marlowe wurde größer. Seine Haut behielt ihre gruselige Blässe – eine kalte, ungesunde Farbe, als sei er noch nie Sonnenlicht ausgesetzt gewesen. Trotzdem wuchs er zu einem süßen Kleinkind heran, lebhaft, mit schwarzen Haaren und einem Lächeln, das Geldbörsen öffnen konnte, und Augen so blau wie der Himmel von Suffolk. Aber manchmal blitzte noch etwas anderes in ihm auf, ein Temperament. Und als er älter wurde, bemerkte Eliza manchmal, wie er vor Zorn das Gesicht verzerrte und mit dem Fuß aufstampfte, wenn er nicht durfte, wie er wollte. Und sie wunderte sich, was für ein Teufel in ihm steckte. In solchen Momenten schrie er und plärrte und packte das Erstbeste in seiner Nähe – einen Kohleklumpen, ein Tintenfass, egal, was – und zerschmetterte es. Brynt versuchte ihr zu erklären, dass das bei Kindern normal sei, dass

Zweijährige alle diese Phase durchmachten, dass nichts daran sonderbar war. Aber Eliza war sich nicht so sicher.

Denn da war diese eine Nacht in St Georges Street, als er irgendwas haben wollte – was war es noch, eine Lakritzstange aus einem Schaufenster? –, und Eliza, müde vielleicht, oder nur abgelenkt, hatte Nein gesagt, bestimmt und deutlich, und ihn an der Hand durch die Menge gezerrt. Sie zerrte ihn eine gepflasterte Treppe hinab, die zur Bolt Alley führte. »Ich will es haben! Ich will es haben«, schrie er. Der Blick, mit dem er sie fixierte, war so voll Dunkelheit und Gift. Sie spürte, wie sich Hitze in ihrer Handfläche ausbreitete, an der Stelle, wo sie seine Hand hielt. Sie blieb auf der Mitte der gepflasterten Treppe stehen, im fahlen gelben Licht der Gaslaterne über ihnen, und sah dasselbe blaue Leuchten in ihm wie damals – und ein grauenhafter Schmerz breitete sich in ihrer Hand aus. Marlowe blickte sie wutentbrannt an und sah zu, wie sich ihr Gesicht vor Schmerz verzog. Sie schrie und stieß ihn weg. Am unteren Ende der gepflasterten Treppe war eine Gestalt in einem Umhang, diese drehte sich um und starrte zu ihnen hoch, ruhig und regungslos wie eine dunkle Säule. Aber die Gestalt hatte kein Gesicht, nur Rauch, und Eliza erschauerte bei ihrem Anblick ...

Aber dann war Marlowes Zorn verpufft, das blaue Leuchten war weg. Er saß im Dreck und blickte verwirrt zu ihr hoch, dann verzerrte Furcht sein blasses kleines Gesicht, und er fing an zu weinen. Sie presste ihre schmerzende Hand gegen die Brust und wickelte sie in ihr Halstuch. Mit der unverletzten Hand zog sie das Kind nah zu sich, säuselte sanft, fühlte sowohl Scham als auch Furcht und sah um sich. Aber die Gestalt am unteren Ende der Treppe war fort.

Dann war Marlowe sechs, sie hatten das Theater in Wapping wegen der hohen Miete aufgegeben und lebten alle in einem

jämmerlichen Zimmer an der Ecke von Flower und Dean Street, in Spitalfields. Es kam Eliza zunehmend vor, als hätte sich Brynt vielleicht geirrt: Vielleicht war es doch möglich, den eigenen Fehlern davonzulaufen. Es war zwei Jahre her, seit die letzte Anzeige mit ihrem Steckbrief in den Zeitungen erschienen war. Eliza schleppte sich jeden Tag von Spitalfields bis runter zur Themse, um dort bei Ebbe im klebrigen Schleim des Flussbetts nach Wertvollem zu suchen – Brynt war dafür zu schwer, Marlowe immer noch viel zu jung. Aber er lief in den nebligen Straßen neben den Kohlekutschen her, sammelte kleine Kohlestücke vom Boden auf, wuselte dafür zwischen den Beinen der Pferde hindurch und wich den stahlverstärkten Rädern aus, während Brynt hinter den Straßenpollern wartete und ihm mit besorgtem Blick dabei zusah. Eliza mochte sehr wenig an Spitalfields, es war ein dunkler und gemeiner Stadtteil. Aber es gefiel ihr, wie Marlowe die Gegend überlebte, wie zäh er wurde, wie er lernte, aufmerksam zu sein, die großen Augen dunkel vor Lebenserfahrung. Und manchmal kletterte er nachts noch immer neben sie auf die verwanzte Matratze, und sie lauschte seinem rasenden Herzschlag, und es war wie früher, als er ein Baby gewesen war: unkompliziert und süß und gut.

Aber nicht immer. Im Frühling desselben Jahres ertappte sie ihn dabei, wie er in einer vermüllten Gasse kauerte, die von der Thrawl Street abging, und sein linkes Handgelenk in der rechten Hand hielt und dieses Leuchten sich von seinen Händen über seinen Hals und sein Gesicht ausbreitete, genau wie vor all den Jahren. Das Leuchten war blau und färbte den Nebel um ihn herum. Als er seine Hände voneinander löste, sah sie, dass seine Haut Blasen warf und triefte. Dann wurde sie wieder glatt und normal. Eliza konnte sich einen Schrei nicht verkneifen, Marlowe drehte sich schuldbewusst weg und zog seinen Ärmel runter. Und damit war das Leuchten weg.

»Mama ...?«, fragte er.

Sie waren allein in der Gasse, aber sie konnte das Knarzen der Seidenkutschen hören, keine zehn Schritte entfernt im dichten Nebel der Straße. Sie hörte die Männer, die an ihren fahrbaren Verkaufsständen brüllten.

»Oh, mein Herz«, murmelte sie. Sie kniete sich neben ihn, unsicher, was sie sonst sagen sollte. Sie glaubte nicht, dass er sich an den Tag erinnerte, als er ihre Hand verbrannt hatte. Ob er wusste, was er getan hatte oder nicht, sie konnte sich nicht sicher sein. Aber sie wusste mit Sicherheit, dass es in dieser Welt nicht gut war, anders zu sein. Das versuchte sie ihm zu erklären. Sie sagte, Gott hat jedem Menschen zwei mögliche Schicksale gewährt – und es ist die Lebensaufgabe jedes Menschen, sich das eine oder das andere Schicksal auszusuchen. Sie blickte in sein kleines Gesicht, sah seine vor Kälte weißen Wangen und das schwarze Haar, das über seine Ohren wuchs, und sie fühlte eine überwältigende Traurigkeit.

»Du hast immer eine Wahl, Marlowe«, sagte sie. »Verstehst du, was ich sage?«

Er nickte. Aber sie glaubte nicht im Geringsten, dass er sie verstand.

Als er sprach, war seine Stimme kaum mehr als ein Flüstern. »Ist es böse, Mama?«, fragte er.

»Oh, Schatz. Nein.«

Er dachte einen Moment nach. »Weil es von Gott kommt?«

Sie biss sich auf die Lippe. Nickte.

»Mama?«

»Ja?«

»Was, wenn ich nicht anders sein möchte?«

Sie sagte ihm, er solle niemals Angst davor haben, wer er ist. Aber er müsse es verstecken, dieses blaue Leuchten, was auch immer es war. *Sogar vor dem Reverend? Ja. Sogar vor Brynt? Sogar vor Brynt.* Sie sagte, was auch immer der Zweck des Leuch-

tens sei, irgendwann würde sich ihm dieser Zweck offenbaren. Aber bis dieser Tag käme, werde er Menschen begegnen, die es für ihre eigenen Zwecke missbrauchen wollen. Und vielen anderen, die sich davor fürchten würden.

Das war dasselbe Jahr, in dem der Reverend begann, beim Husten Blut zu spucken. Ein Bader in Whitechapel sagte, ein trockeneres Klima könne ihm vielleicht helfen, aber Brynt senkte einfach den Kopf und stürmte in den Nebel hinaus. Der Reverend war als Junge aus den amerikanischen Wüsten gekommen, erklärte sie später wütend. Und alles, was er wollte, war, jetzt in die Wüste zurückzukehren, um zu sterben. Wenn sie jetzt langsam durch die von Gaslampen erleuchteten Nächte irrten, sah sein Gesicht immer grauer aus, wurden seine Augen immer gelber. Schließlich hörte er auf, auch nur so zu tun, als würde er seine Elixiere selbst mischen, und verscherbelte einfach puren Whisky. Dabei erzählte er jedem, der zuhörte, dass ein heiliger Mann in den Schwarzen Bergen von Agrapur den Whisky gesegnet hätte – Eliza hatte nicht den Eindruck, dass es seinen Kunden wichtig war –, und sogar diese Lüge erzählte er lustlos und ohne Überzeugung, wie ein Mann, der nicht mehr an seine eigene Wahrheit glaubte. Oder an die der anderen, oder an irgendeine Wahrheit.

Eines Tages, während der Reverend in der Wentworth Road wild gestikulierend auf einer Kiste im Regen stand und Vorbeigehenden irgendwas von der Rettung ihrer Seelen hinterherrief, brach er zusammen, und Brynt trug ihn in ihren Armen zurück zu ihrem Nest. Der Regen tropfte an mehreren Stellen durchs Dach, und die Tapete hatte sich schon lange abgeschält; Schimmel umwucherte das Fenster wie ein Pelz. In diesem Zimmer, am siebten Tag seines Wahns, hörten Eliza und Marlowe ein sanftes Klopfen an der Tür, und Eliza stand auf, um sie zu öffnen, im Glauben, es wäre Brynt. Stattdessen sah sie einen seltsamen Mann dastehen.

Das graue Licht vom Treppenabsatz dahinter bildete um seinen Bart und die Ränder seines Huts eine Art Heiligenschein. Seine Augen waren im Schatten versteckt, während er sprach.

»Miss Eliza Grey«, sagte er.

Es war keine unfreundliche Stimme, fast sanft. Sie klang, dachte Eliza, wie die eines Großvaters in einer Kindergeschichte.

»Ja«, sagte sie langsam.

»Ist das Brynt?«, rief Marlowe. »Mama? Ist es Brynt?«

Der Mann nahm seinen Hut ab und drehte den Kopf zur Seite, um an ihr vorbeizublicken – und dann erst sah sie sein Gesicht: die lange rote Narbe über dem einen Auge, die Gemeinheit in seinem Blick. Er trug eine weiße Blume im Knopfloch. Sie begann, die Tür zu schließen, aber er streckte eine große Hand aus und ließ sich – fast ohne jede Anstrengung – selbst in den Raum ein und schloss die Tür hinter sich.

»Wir haben noch nicht die Bekanntschaft gemacht, Miss Grey«, sagte er. »Ich bin mir sicher, dieser missliche Umstand wird noch behoben werden. Wen haben wir denn hier?«

Er sah Marlowe an, der in der Mitte des Zimmers stand und einen kleinen braunen Stoffbären an seine Brust klammerte. Dem Bären fehlte ein Auge, und aus einem Bein quoll bereits die Füllung, aber es war der einzige Schatz, den der Junge besaß. Er starrte den Fremden an, mit einem leeren Ausdruck in seinem blassen Gesicht. Kein Anzeichen von Furcht, noch nicht. Aber sie konnte sehen, dass er ahnte, dass irgendwas nicht stimmte.

»Alles gut, mein Schatz«, sagte sie. »Du kannst zurück zum Reverend. Es ist nur ein Gentleman, der etwas Geschäftliches mit mir besprechen möchte.«

»Ein Gentleman«, murmelte der Mann, als würde ihn die Idee belustigen. »Wer bist du denn, mein Sohn?«

»Marlowe«, sagte der Junge mit fester Stimme.

»Und wie alt bist du, Marlowe?«

»Sechs.«

»Und wer ist das auf der Matratze da hinten?«, fragte er und schwenkte seinen Hut in Richtung des Reverends, der mit dem Gesicht zur Wand lag, schwitzend, im Delirium.

»Reverend Walker«, sagte Marlowe. »Aber er ist krank.«

»Na los«, sagte Eliza schnell, spürte ihren Herzschlag bis hoch in die Kehle. »Geh und setz dich zum Reverend, los.«

»Bist du ein Polizist?«, fragte Marlowe.

»Marlowe«, sagte sie.

»In der Tat, mein Sohn, das bin ich.« Der Mann drehte seinen Hut zwischen den Fingern, musterte den Jungen, dann blickte er Eliza direkt in die Augen. Seine Augen waren hart und klein und sehr dunkel. »Wo ist die Frau?«, fragte er.

»Welche Frau?«

Er hob die Hand über den Kopf, um Brynts Größe anzudeuten. »Die Amerikanerin. Die Ringerin.«

»Wenn Sie wünschen, sie zu sprechen ...«

»Das wünsche ich nicht«, sagte er. An der Wand stand ein krummer Stuhl, der Mann legte seinen Hut darauf ab und entdeckte dabei in dem trüben Fenster sein Spiegelbild, hielt kurz inne und strich sich über den Schnurrbart. Dann blickte er prüfend durchs Zimmer. Er trug einen grünkarierten Anzug, seine Finger waren voller Tinte, wie die eines Bankangestellten. Die weiße Blume in seinem Knopfloch, wie Eliza jetzt erst bemerkte, war verwelkt.

»Was wollen Sie dann?«, fragte sie, bemüht, sich ihre Furcht nicht anmerken zu lassen.

Darüber lächelte er. Er öffnete sein Jackett, und sie sah den Revolver an seiner Hüfte. »Miss Grey, es gibt da einen Gentleman von fragwürdiger Herkunft, der aktuell in Blackwell Court residiert. Und er fragt in ganz Spitalfields nach Ihnen. Er sagt, Sie hätten Anspruch auf ein Erbe, und er wünscht, Sie ausfindig zu machen.«

»Mich?«

Seine Augen funkelten. »Sie.«

»Das kann nicht sein. Ich hab nirgends Verwandte.«

»Natürlich haben Sie die nicht. Sie sind Eliza Mackenzie Grey, ursprünglich aus Bury St Edmunds, als gesetzesflüchtig gemeldet, wegen des Mordes an einem Mann – Ihrem Arbeitgeber –, oder etwa nicht?«

Eliza spürte, wie ihre Wangen rot wurden.

»Auf Sie ist eine beachtliche Belohnung ausgeschrieben. Aber von einem Kind wurde nichts erwähnt.« Er sah Marlowe an, sein Gesichtsausdruck lieferte keinerlei Anhaltspunkt, was er dabei dachte. »Ich kann mir nicht vorstellen, dass der Gentleman auch ihn will. Ich kann ihm irgendwo eine geeignete Anstellung suchen. Als Gehilfe. Damit er nicht in ein Armenhaus muss. Es wäre um Längen besser als das hier, mit Ihrem sterbenden Reverend und seiner irren Amerikanerin.«

»Brynt ist nicht irre«, sagte Marlowe aus der Ecke.

»Schatz«, sagte Eliza verzweifelt, »geh bitte rüber zu Cowetts und frag nach Brynt, ja? Sag ihr, der Reverend will sie sehen.« Sie ging zur Tür, um ihn aus dem Zimmer zu bugsieren, da hörte sie ein stumpfes Klicken. Sie blieb regungslos stehen, wie festgefroren.

»Weg von der Tür, so ist's brav.«

Der Mann hatte seinen Revolver gezückt, schwaches graues Licht fiel durchs Fenster. Er setzte seinen Hut wieder auf.

»Sie sehen nicht aus wie eine Mörderin«, sagte er. »Das muss ich Ihnen zugestehen.«

Er hatte mit der freien Hand ein Paar feingliedrige, vernickelte Handschellen aus seiner Westentasche gefischt, einen Moment später stand er direkt neben ihr. Er packte grob ihren Arm, ließ die Handschellen um ihr rechtes Handgelenk zuschnappen und griff nach ihrer linken Hand. Sie versuchte Widerstand zu leisten.

»Lassen Sie das ...«, versuchte sie zu sagen.

Marlowe, am anderen Ende des Zimmers, stand auf. »Mama?«, fragte er. »Mama!«

Der Mann war dabei, Eliza zur Tür zu schieben, und ignorierte den Jungen, als Marlowe plötzlich auf ihn losging. Er sah so klein aus. Sie konnte es fast in Zeitlupe sehen, wie er hochfasste und das Handgelenk des Mannes mit beiden kleinen Händen packte, als wolle er ihn aufhalten. Der Mann drehte sich, und für einen Moment – Eliza kam es lang vor, aber es kann nicht mehr als Sekunden gedauert haben – starrte er den Jungen an, zuerst überrascht, dann verwirrt. Dann verzerrte sich sein Gesicht in einen Ausdruck des Schreckens. Marlowe leuchtete. Der Mann ließ den Revolver fallen und öffnete den Mund, als wollte er schreien. Aber er schrie nicht.

Im Gerangel war Eliza gegen die Wand gefallen. Marlowes Gesicht war von ihr abgewandt, sie konnte ihn nicht sehen. Aber sie konnte den Arm des Mannes erkennen, da, wo der Junge ihn gepackt hatte, konnte sehen, wie der Arm begonnen hatte, Blasen zu werfen und zu schmelzen wie heißes Wachs. Sein Hals verdrehte sich seltsam, die Beine gaben nach – und dann sah es aus, als würde er irgendwie an sich selbst herunterfließen, kalt, schwer, dick wie Melasse. Sein grüner Anzug beulte sich an eigenartigen Stellen, und innerhalb weniger Momente hatte sich dieser kräftige Mann in bestem Alter in einen unförmigen Klumpen Fleisch verwandelt, das Gesicht eine schmerzverzerrte Grimasse: Weit aufgerissene Augen starrten aus dem geschmolzenen Etwas, das mal sein Kopf gewesen war.

Im Raum war es vollkommen still, Marlowe ließ das Handgelenk los. Das blaue Leuchten verschwand. Der Arm des Mannes ragte steif aus dem erkalteten Fleischmatsch.

»Mama?«, fragte Marlowe. Er sah zu ihr hinüber und begann zu weinen.

Das schäbige Zimmer war sehr kalt, sehr feucht. Sie ging zu ihm und umarmte ihn, so gut es mit den Handschellen ging. Sie spürte, wie er vor Angst zitterte, auch sie zitterte. Er vergrub das Gesicht an ihrer Schulter. Und die Gefühle, die in ihr hochkochten, waren stärker als alles, was sie je gefühlt hatte – der Schrecken, das Mitleid, die Liebe.

Aber sie hatte keine Angst, nicht vor ihrem kleinen Jungen.

In der Westentasche des Mannes fand sie die Schlüssel für die Handschellen. Sie zündete den letzten Rest Kohle in der Kohlenschütte an, wickelte Marlowe in ihre gute Decke, setzte sich mit ihm neben das Bett des Reverends und wiegte den Jungen in den Schlaf – der ruinierte Körper des Kopfgeldjägers auf dem Boden neben dem Fenster. Der Junge, erschöpft, schlief schnell ein. Brynt war immer noch nicht da; vielleicht würde sie bis zum Morgen arbeiten. Als Marlowe eingeschlafen war, rollte Eliza den verformten Leichnam in ihre andere Decke, stopfte den Revolver dazu und zerrte ihn mit großer Anstrengung zur Tür und die knarrende Treppe hinunter. Seine Hacken machten auf jeder Holzstufe einen dumpfen Knall. Auf der Vortreppe das Gleiche. *Bumm. Bumm. Bumm.* Stufe für Stufe, während sie die Leiche hinunter in die dunkle Gasse schleifte.

Diese Männer, wer auch immer sie waren, würden nicht aufhören, sie zu jagen. In Wapping, in Spitalfields, egal, wo. Andere Gesichter, aber egal, welches Alter, egal, welche Waffen, das ausgeschriebene Kopfgeld würde immer so hoch bleiben, dass keiner widerstehen konnte.

Eliza ging nicht wieder hinein. Sie dachte an Marlowe, den sie liebte, und sie wusste mit plötzlicher Klarheit, dass er bei Brynt viel sicherer wäre. Brynt, die sich in dieser Welt auskannte, die nicht von Kopfgeldjägern gesucht wurde, die davon gesprochen hatte, eines Tages nach Amerika zurückzukehren.


Es kam ihr vor wie ein Traum. In Blackwell Court, zwei Straßen weiter, wartete ein Mann mit einem Bierglas in seiner Faust und einer Waffe in seiner Tasche. Und er würde noch lange wach bleiben. Sie wickelte ihr verdrehtes Halstuch noch fester um sich. Dann verschränkte sie ihre Arme vor der Brust und fasste mit den Händen ihre Ellbogen. Sie ging die nassen Pflastersteine hinab durch den Nebel und dann in die Straße. Ihr Herz war dabei zu brechen, aber sie erlaubte sich nicht, langsamer zu werden oder zurückzublicken zu dem gesprungenen Fenster ihres gemieteten Zimmers. Aus Angst vor dem, was sie dort sehen würde: die Silhouette einer kleinen Gestalt, in eine Decke gewickelt, die blasse Hand gegen das Glas gepresst.

**EINE LANDKARTE
AUS STAUB**

1882

2

KLEINE FEUER

s war, als würden kleine Feuer in seinem Fleisch brennen. Das war es, was er versuchte, den Leuten verständlich zu machen. Dass es *wehtat*.

Sein Name war Charlie Ovid, und er war etwa sechzehn Jahre alt, schätzte der Richter. Und trotz regelmäßiger Peitschenhiebe, Schläge und Gewalttaten jeder Art, die er im Laufe seines kurzen Lebens hatte erleiden müssen, war nirgends auf seinem Körper auch nur eine einzige Narbe zu sehen. Sechs Fuß war er schon groß und hatte damit seine erwachsene Körpergröße wahrscheinlich erreicht, aber sonst hatte er noch den schwachbrüstigen Körperbau eines Jungen, die Muskeln an seinen Armen bestenfalls drahtig. Er selbst wusste nicht, warum sein Körper sich derart selbst reparierte, aber er glaubte nicht, dass es irgendetwas mit Jesus zu tun hatte. Und er wusste genug über diese Welt, um zu wissen: Es war besser, diese sonderbare Fähigkeit für sich zu behalten. Seine Mama war schwarz gewesen, sein Daddy weiß, und er lebte in einer Welt, die in ihm ein Monster sah.

Er konnte dem Gericht keine Angabe zu seinem Alter machen, erst recht nicht zum Monat seiner Geburt, aber er war klüger, als sie dachten, und konnte sogar ein bisschen lesen und seinen eigenen Namen in zögerlichen Buchstaben schreiben, wenn sie ihm dafür Zeit ließen. Geboren war er in Lon-

don, England, aber sein Vater hatte von Kalifornien geträumt, von einer besseren Welt für seine kleine Familie. Vielleicht hätte er diese bessere Welt sogar gefunden, hätte er lange genug gelebt, um dort anzukommen. Aber er war in ihrem Wagenzug durch Texas gestorben. Charlie und seine Mutter waren damit auf sich allein gestellt. Die Münzen, die sie besaßen, hätten nicht bis zur Westküste gereicht, also versuchten sie es wieder zurück Richtung Osten, schafften es noch durch Louisiana hindurch, aber in Mississippi war Schluss. Dort waren sie nur zwei weitere Vagabunden in einem Land, das voll von Leuten wie ihnen war. Und als seine Mutter fünf Jahre später krank wurde und starb, hinterließ sie ihm nichts außer ihrem Ehering. Dieser Ring war aus Silber und hatte ein Wappen aus zwei gekreuzten Hämmern vor einer brennenden Sonne. Charlie, damals noch nicht einmal zehn Jahre alt, hatte sich diesen Ring seitdem oft angeschaut, ihn zwischen seinen Fingern im Licht der Laterne gedreht, sich dabei an den Geruch seiner Mutter erinnert, über seinen Vater gegrübelt, der ihr diesen Ring aus Liebe geschenkt hatte, und hatte sich dabei vorgestellt, wer er wohl gewesen war. Charlie hatte den Ring immer noch, er trug ihn gut versteckt bei sich. Keiner würde ihn ihm jemals wegnehmen.

Seine Mutter hatte es gewusst, das mit seiner Fähigkeit, schnell zu heilen. Sie hatte ihn trotzdem geliebt. Aber vor allen anderen Menschen versuchte er, es so gut er konnte geheim zu halten. Und das – mindestens so sehr wie die Selbstheilung an sich – hatte ihn überleben lassen. Er hatte die Arbeit im Fluss überlebt, südlich von Natchez, Mississippi. Er hatte seine Zeit in den dunklen Behausungen überlebt, die in eben der Stadt aus dem Boden geschossen waren, weiter in Richtung der River Forks Road. Aber jetzt, da er angekettet in der Dunkelheit eines ehemaligen Pausenraums einer Lagerhalle stand, war er sich nicht sicher, dass er auch das überleben würde.

Alles, was er in seinem kurzen Leben gekannt oder verloren oder erlitten hatte, lief auf dieselbe einsame Wahrheit hinaus: Alle verlassen dich irgendwann. In dieser Welt hast du nur dich selbst.

Er trug weder Schuhe noch eine Jacke, sein selbst genähtes Hemd war steif von seinem eigenen Blut, die Hose war zerfetzt. Sie hielten ihn in der Lagerhalle gefangen, nicht im Gefängnis, weil sich die Frau des Sheriffs vor ihm fürchtete. Er war sich sicher, dass das der Grund war. Seit zwei Wochen waren seine Fußgelenke zusammengekettet und seine Arme mit Handschellen vor dem Körper gefesselt. An manchen Tagen kam der Deputy-Marshal mit anderen weißen Männern vorbei, Schlagstöcke und Ketten in ihren Händen. Dann stellten sie die Laterne auf den Boden – und in den irren Schatten, die das flackernde Licht in das Zimmer warf, prügeln die Männer dann auf ihn ein. Einfach nur aus Spaß. Um sich zu amüsieren. Um jedes Mal begeistert zu lachen, wenn sich die Wunden wieder schlossen. Aber obwohl er heilte: Das Blut war echt. Der Schmerz, den er fühlte, war echt. Der Schrecken, der ihn erfüllte, während er in der Dunkelheit lag und weinte, war echt.

Und wenn er dann die Prügel überstanden hatte, hatte er nichts, um sich abzulenken. Mit scheppernden Ketten tastete er sich in der fast vollständigen Finsternis von Wand zu Wand, vorsichtig bemüht, nicht den Eimer mit seinen nächtlichen Ausscheidungen umzustößen. In seinem Fleisch brannten kleine Feuer, wo seine Wunden gewesen waren, das Gesicht war mit Tränen und Rotz zugekleistert. Seine Handgelenke waren so schmal, dass die Handschellen ständig abgefallen waren, bis der Sheriff ein vom Schmied maßgefertigtes Paar gebracht hatte. Die passten. Das einzige Möbelstück in dem Raum war eine Bank, die an verrosteten Ketten von der Wand hing. Wenn er dachte, dass es Nacht sein müsste, legte er sich manchmal darauf und versuchte zu schlafen.

Dort lag er auch an dem Tag, als er mehrere Stimmen von draußen auf der Straße hörte. Es war keine Essenszeit, so viel wusste er. Essen gab es nur zweimal am Tag, und dann war es immer der Deputy-Marshall, der es auf einem mit einem Tuch abgedeckten Tablett vorbeibrachte, direkt aus der Küche des Sheriffs, die Straße hoch. Der Deputy machte sich manchmal die Mühe, laut hörbar in das Essen zu spucken, bevor er es abstellte. Charlie hasste ihn. Er hasste und fürchtete ihn: seine beiläufige Grausamkeit, die Art, wie er Charlie einen Mischling nannte, sein raues Lachen. Aber am schlimmsten war sein Blick. Die Augen des Deputys machten Charlie Angst. Die Augen sagten, er, Charlie, sei nur ein Tier, er sei noch nicht mal ein Mensch.

Von draußen hörte er das Scheppern der Zylinderschlösser im großen Tor der Lagerhalle. Dann langsame, schwere Schritte von Stiefeln, Schritte, die immer näher kamen. Charlie stand auf, angespannt, ängstlich.

Er hatte einen Mann getötet. Einen weißen Mann. Zumindest erzählten sie ihm das. Es war dieser Mr. Jessup gewesen, der immer am Anlegeplatz des Flussdampfers herumstolzierte – von wo aus die Schiffe nach Süden Richtung New Orleans und nach Norden Richtung St. Louis ablegten – und seine Peitsche schwang, als wäre es immer noch 1860. Als hätte es den Bürgerkrieg nie gegeben, als wäre die Sklaverei nicht abgeschafft, als sei den Schwarzen nie die Freiheit versprochen worden. Der Mann, den er getötet hatte, hatte es verdient, davon war er überzeugt. Er fühlte keine Reue. Aber das Problem war: Er konnte sich nicht daran erinnern, Mr. Jessup getötet zu haben. Er wusste, dass es passiert war, denn jeder bei der Anhörung hatte gesagt, dass er es getan hatte, sogar der alte Benji mit seinen traurigen Augen und zitternden Händen. *Am helllichten Tag, ja, mein Herr. Auf der Holzplattform, ja, mein Herr.* Charlie wurde damals gerade ausgepeitscht, wegen irgendeiner Lappalie, und es dauerte so lange, dass er spüren konnte, wie

sich die ersten Schnitte schon wieder zu schließen begannen. Und als Mr. Jessup es auch sah und schimpfte und Charlie verfluchte, drehte sich Charlie panisch um, drehte sich zu schnell, so musste es gewesen sein, und stieß dabei mit Mr. Jessup zusammen, der Mann fiel auf den Steg und schlug dabei ungünstig mit dem Kopf auf, und das war's. Aber als sie ihn dafür erschossen hatten, fing Charlie fast sofort einfach wieder an zu atmen. Die Patronen tropften aus seinem Körper, vor den Augen des Henkers. Und als sie ihn an einen Pfahl fesselten und ein zweites Mal abdrückten, konnten sie ihn trotzdem nicht totkriegen. Dann wussten sie nicht mehr, was sie mit ihm anstellen sollten.

Jetzt hatten die Schritte aufgehört. Charlie hörte das Kratzen und Klimpern der Schlüssel auf dem Schlüsselring, dann wackelte die schwere Tür mit ihren eisernen Schlössern. Ein Knüppel schlug gegen das Metall, der Knall hallte durch das Zimmer.

»Aufstehen!«, brüllte der Deputy-Marshal. »Du hast Besucher, Junge. Steh gerade.«

Charlie zuckte und drückte sich an die hintere Wand, spürte die kalten Ziegel in seinem Rücken. Er hielt sich die zitternden Hände vors Gesicht. Niemand besuchte ihn normalerweise. Nie.

Er atmete ein, hielt die Luft an, voller Furcht.

Die Tür schwang auf.

Alice Quicke, müde, raue Knöchel, müde von der Welt, stand im weißen Sonnenlicht vor der heruntergekommenen Lagerhalle in Natchez und stierte die steile Straße hinauf, während ihr Partner Coulton gemächlich auf sie zutrottete. Vier Nächte zuvor, in einer Gaststätte bei den Docks in New Orleans, hatte sie es für nötig befunden, die Nase eines Mannes mit der kupfernen Tresenkante bekannt zu machen, und nur Coultons Revolver und ein schneller Abgang hatten weiteres Blutver-

gießen verhindert. Manche Männer hatten wohl keinerlei Scheu, ihre Hände hinwandern zu lassen, wo auch immer diese hinwollten – etwa unter den Rock einer Frau. Alice hatte damit immer weniger Geduld, je älter sie wurde. Sie war jetzt über dreißig, hatte nie geheiratet und es auch nicht vor. Seit ihrer Kindheit hatte sie zum Leben nicht mehr gebraucht als ihren Verstand und ein bisschen Gewalt, und damit war sie zufrieden. Hosen gefielen ihr besser als Tournüre und Korsagen, dazu trug sie einen langen Ölzeugmantel, wie ihn Nachtwächter bevorzugten. Die langen Ärmel hatte sie über ihre Handgelenke zurückgerollt, an den breiten Schultern passte der Mantel wie angegossen. Er war mal schwarz gewesen, jetzt war er an vielen Stellen ausgebleicht und grau, die Silberknöpfe angelaufen. Ihr gelbes Haar war fettig und zottelig, sie hatte es selbst auf eine praktisch zu handhabende Länge geschnitten. Sie hätte fast hübsch sein können, mit ihrem herzförmigen Gesicht und den feinen Zügen, aber ihre Augen waren hart, und die Nase war vor Jahren gebrochen und schlecht gerichtet worden – außerdem lächelte sie nicht oft genug, um die Blicke der Männer einzuladen. Das passte ihr sehr gut. Sie war eine Detektivin, und es war schwer genug, ernst genommen zu werden, ohne dass ihr bei jeder Gelegenheit jemand die Hand küsste.

Coulton, immer noch ein Stück die Straße hoch, hatte keine Eile. Sie sah ihm zu, wie er lässig unter den dichten grünen Pappeln entlangspazierte und sich dabei mit seiner Melone Luft zufächelte, einen Daumen in die Weste gehakt. Alles um sie herum strahlte diese schäbige Stille aus, die für Städtchen am Fluss wie diese typisch war: Städte mit hübscher Architektur, alles erbaut auf den Rücken von Sklaven, schön wie eine giftige Blume. Coulton kam gerade vom Haus des Sheriffs, genauer gesagt, aus dem kleinen Gefängnisbau aus Ziegeln daneben.

Langsam fing sie an, diesen Job zu hassen.

Ihr erstes Waisenkind hatte sie letzten März in einem Wohnheim in der englischen Stadt Sheffield ausfindig gemacht. Das zweite verschwand von der Bildfläche, bevor sie es überhaupt nach Kapstadt, Südafrika, geschafft hatten. Alice fand stattdessen ein frisch ausgehobenes Grab: roter Kies, kein Gras, ein kleines Kreuz aus Holz. An einem Fieber verstorben, die Beisetzung hatte eine Frauenorganisation für Kriegsversehrte bezahlt. Coulton erzählte ihr von anderen Waisen, aus Oxford, Belfast, sogar Whitechapel. Im Juni waren sie und Coulton nach Baltimore gesegelt und hatten dort ein Mädchen aus einem Arbeitshaus abgeholt. Danach waren sie Richtung Süden gesegelt, nach New Orleans. Von dort hatten sie eine Fahrt auf einem Flussdampfer stromaufwärts gebucht. Und jetzt waren sie hier, in Mississippi, und suchten nach einem gewissen Charles Ovid, wer auch immer das war.

Mehr wusste sie über die Angelegenheit nicht. Man hatte ihr nichts außer dem Namen des Jungen mitgeteilt, dazu die Adresse des Gerichtsgebäudes von Natchez. So lief das. Sie stellte keine Fragen, sie legte einfach los. Manchmal gab man ihr nur einen Straßennamen oder eine Nachbarschaft, oder nur die Stadt. Es spielte keine Rolle. Sie fand die Waisen immer.

Coulton trug trotz der Hitze einen gelbkarierten Anzug, sein Backenbart stand ihm zerzaust vom Kiefer ab. Sein Kopf war oben fast kahl, aber das verbleibende Haar kämmte er immer über seine Glatze und musste deshalb ständig hinfassen, um es glattzustreichen. Er war der vielleicht verlässlichste Mann, den sie je gekannt hatte, beherrscht und höflich, wie es ein guter Engländer aus der Mittelschicht zu sein hatte. Aber Alice hatte auch schon erlebt, wie er sich in Rage durch einen verrauchten Pub in Deptford mähte und dabei eine Schneise aus bewusstlosen Körpern zurückließ. Sie wusste: Sie sollte ihn nie unterschätzen.

»Er ist nicht hier«, sagte Coulton, während er sich näherte. »Sie halten ihn in einer Lagerhalle gefangen.« Er hielt seine Melone an ihrer Krempe und fächerte sich damit langsam Luft zu, tupfte sich mit einem Taschentuch den Schweiß von der Stirn. »Die Frau des Sheriffs wollte seinesgleichen nicht unter den anderen Gefangenen, wie es scheint.«

»Weil er schwarz ist?«

»Nein, nicht deswegen. Ich schätze mal, davon haben sie einige in ihrem Knast.«

Sie wartete.

»Ich werde mich mal mit dem hiesigen Richter zusammensetzen müssen, hören, was er zu sagen hat«, fuhr er fort. »Der Sheriff hat mir für abends ein Treffen angeleiert. Im juristischen Sinne ist der Bursche kein Eigentum, aber mein Eindruck ist, dass die Leute hier das etwas anders sehen. Soweit ich es verstehe, gehört er quasi der Bahnhofsgesellschaft.«

»Was hat er angestellt?«

»Einen Weißen getötet.«

Alice blickte auf.

»Aye. Irgendein Unfall auf der Werft, wo er gearbeitet hat. Ist mit einem Aufseher aneinandergeraten, der Mann fiel von der Plattform und stieß sich den Kopf. Tot, einfach so. Kein großer Verlust für die Welt, vielleicht. Sheriff glaubt nicht, dass es *Absicht* war. Aber er sagt auch, es ist ihm egal. Was passiert ist, ist passiert, aber es darf nicht wieder passieren. Und jetzt kommt's. Der Bursche wurde schon vor Gericht gestellt und für schuldig befunden. Die Strafe wurde schon ausgeführt.«

»Ausgeführt ...?«

Coulton breitete seine Hände aus. »Haben ihn erschossen. Vor sechs Tagen. Hat nicht gehalten.«

»Wie, nicht gehalten?«

Coulton blickte ruhig zurück in Richtung Knast, seine Augen verschwanden kurz im Schatten. »Na ja, der Bursche atmet

noch. Schätz mal, das meinen sie damit. Die Frau vom Sheriff sagt, den Burschen kann man nicht verletzen.«

»Ich wette, das sieht er anders.«

»Aye.«

»Und deswegen haben sie ihn in eine Lagerhalle gesperrt. Weil sie nicht wollen, dass die guten Leutchen ganz aufgeregt werden.«

»Miss Quicke, sie wollen nicht mal, dass die guten Leutchen überhaupt davon *wissen*. Die offizielle Ansicht der Stadt Natchez ist, dass Charles Ovid schon vor sechs Tagen im Knast erschossen wurde. Der Bursche ist schon beerdigt.«

Kann man nicht verletzen. Alice blies ihre Wangen auf. Sie verachtete den kleingeistigen Aberglauben kleiner Städte, schon solange sie denken konnte. Sie wusste, diese Leute suchten nur eine Rechtfertigung, egal, welche, damit sie einen schwarzen Jungen weiter schlagen durften, der einen Weißen getötet hatte. Dieser Schwachsinn – von wegen keine Verletzungen – war dafür so gut geeignet wie jeder andere Quatsch.

»Und was wollen sie jetzt tun?«, fragte sie. »Ich meine, was würden sie tun, wenn wir hier nicht aufgetaucht wären mit dem Angebot, ihnen den Burschen abzunehmen?«

»Ich schätz mal, die würden ihn einfach beerdigen.«

Sie zögerte. »Aber wenn sie ihn nicht töten können ...«

Coulton hielt schweigend ihren Blick.

Dann verstand sie. Sie würden ihn *lebendig* beerdigen. Sie ließ den Blick über seine Schulter hinwegwandern. »Dieses verflixte Kaff«, sagte sie.

»Aye.« Coulton folgte ihrem Blick mit zusammengekniffenen Augen, entdeckte nichts, blickte hoch in den wolkenlosen Himmel.

Zwei Männer kamen ihnen jetzt vom anderen Ende der Straße entgegen, in der sengenden Sonne nur als wabernde Silhouetten erkennbar. Sie waren zu Fuß, ohne Pferde, beide

im Anzug, der größere hielt liebevoll eine Flinte vor der Brust, als wäre sie sein Baby. Der Sheriff und sein Deputy, schätzte sie. »Was würden Sie denen gern antun?«, fragte sie sanft.

Coulton setzte seine Melone wieder auf, drehte sich. »Genau dasselbe wie Sie, Miss Quicke«, sagte er. »Aber unsere Arbeitgeber würden das nicht gutheißen. Gerechtigkeit ist ein Eimer mit einem Loch im Boden, wie mein Vater früher sagte. Bereit?«

Alice rieb sich die Knöchel.

Sie hatte schon dreizehn Monate mit Frank Coulton zusammengearbeitet und war fast so weit, ihm zu vertrauen – zumindest in dem Maße, wie sie überhaupt einem anderen Menschen traute. Er hatte sie über eine Anzeige gefunden, die sie in der *Times* aufgegeben hatte. Er war die feuchten, schiefen Holzstufen ihrer Mietskaserne in Deptford hochgestiegen, die Hand mit der ausgeschnittenen Anzeige in der Tasche seines Chesterfield-Mantels, sein Atem dampfte in der Kälte wie Rauch. Er würde allzu gern, hatte er mit leiser Stimme erklärt, ein paar Nachfragen bezüglich ihres Leumunds anstellen. Ein gelber Nebel hatte sich damals draußen durch die verregnete Gasse gewälzt. Er habe Dinge gehört, fuhr er fort, habe gehört, dass sie von den Pinkertons in Chicago ausgebildet worden sei, dass sie in den East India Docks mit bloßen Fäusten einen Mann bewusstlos geprügelt hatte. Ob diese Berichte der Wahrheit entsprächen?

Wahrheit, hatte sie angewidert gedacht. Was sollte das Wort überhaupt bedeuten?

Wahrheit: Sie hatte sich in den Straßen von Chicago als Taschendiebin durchgekämpft, seit sie vierzehn war. *Wahrheit*: Ihre Mutter wurde in einem Irrenhaus für kriminelle Geisteskranke gefangen gehalten, und sie hatte sie seit fast zwanzig Jahren nicht mehr gesehen. Sonst hatte sie keinerlei Familie. Sie war achtzehn gewesen, als sie in die falsche Tasche gegrif-

fen hatte. Und die Hand, die dann ihren Arm packte, gehörte Allan Pinkerton, Privatdetektiv, Dienstleister der Eisenbahngesellschaften, Geheimagent im Dienste der Unionstruppen. Aber statt sie zur Polizei zu bringen, fand Pinkerton Gefallen an ihr und lud sie ein, mit zu seinen Büros zu kommen – und zu ihrer eigenen Überraschung ging sie hin. Er trainierte sie in der Kunst der verdeckten Ermittlung. Diese Kunst übte sie dann acht Jahre aus – und wer wissen wollte, ob sie gut darin war, der musste nur irgendeinen der zwei Dutzend Bastarde fragen, die irgendwo in einem Knast dahinvegetierten. Diese Mistkerle würden nur ausspucken und sich den Mund abwischen, aber schon der Hass in ihren Augen war ein unfreiwilliges Eingeständnis bezüglich der Qualität ihrer Arbeit. Aber als Pinkertons Söhne die Macht übernahmen, wurde Alice fallengelassen. Weil sie eine *Frau* war und damit zu *gebrechlich* und deshalb nicht *geeignet* für *Detektivarbeit*. Als William Pinkerton sie feuerte, schlug Alice mit ihrer Faust ein Loch in seine Bürowand.

»Deine verflixte Wand ist zu gebrechlich«, sagte sie zu ihm.

Aber danach bekam sie nur noch Aufträge von Rennbahnen an der Ostküste. Und als auch diese Jobs versiegten, kaufte sie sich ein Ticket für ein Schiff nach London, England – weil wohin sonst und warum nicht? Dort fand sie eine Stadt vor, in deren nebligen, gaslampenbeleuchteten Gassen es so vor Verbrechern, dunklen Gestalten und finsternen Halsabschneidern wimmelte, dass sogar die Dienste einer weiblichen Detektivin aus Chicago mit schwefelgelbem Haar und Fäusten wie Klopfhölzer auf eine hohe Nachfrage stießen.

Der Sheriff und sein Vize kamen die heiße Straße hinab, nickten höflich, als sie sich näherten. Der Vize piffte vor sich hin, schlecht und schief.

»Mr. Coulton«, sagte der Sheriff. »Wir hätten gemeinsam herlaufen können. Und Sie müssen Mrs. ...«

»Miss Quicke«, sagte Coulton und stellte sie vor. »Lassen Sie sich nicht von ihrem feinen Aussehen in die Irre führen, Gentlemen. Sie ist hier zu meinem Schutz.«

Das schien den Sheriff zu amüsieren. Der Vize, seine Flinte vor sich, musterte Alice wie ein fremdes Wesen, das der Fluss angeschwemmt hatte. Aber in seinem Blick lag keine Verachtung, keine Feindseligkeit. Er merkte, dass sie ihn beobachtete, und lächelte schüchtern.

»Es kommen nicht mehr viele Besucher aus Übersee hierher«, sagte der Sheriff. »Nicht seit dem Krieg. Es gab ne Zeit, da kreuzten hier die unterschiedlichsten Leute auf, Franzosen, Spanier. Sogar eine russische Baroness lebte hier ne Weile, stimmt's, Alwyn? Sie hatte auch andere Gepflogenheiten.«

Der Vize, Alwyn, wurde rot. »So hat es mein Daddy mir auch immer erzählt«, sagte er. »Aber das war vor meiner Zeit. Bin auch nicht verheiratet, Miss.«

Alice verkniff sich einen Kommentar. »Wo ist der Junge?«, fragte sie stattdessen.

»Ah, ja. Sie sind hier wegen Charlie Ovid.« Das Gesicht des Sheriffs verdunkelte sich, als würde er etwas bereuen. »Dann kommen Sie mal mit.« Er hielt einen Moment inne, richtete seinen Hut und runzelte die Stirn. »Also, ich weiß nicht, ob ich das jetzt tun sollte. Aber da Sie schon von so weit weg hierhergekommen sind – und Sie werden später mit Richter Diamond sprechen können –, weiß ich auch nicht, wo das Problem sein sollte. Aber ich will nicht, dass Sie über das reden, was Sie gleich sehen. Dieser Junge, das ist hier eine etwas schwierige Angelegenheit. Er ist ein verdammtes Ärgernis.«

»Eine Abscheulichkeit, das ist er«, murmelte der Deputy. »Wie eins dieser Dinger aus der Bibel.«

»Was für Dinger?«, sagte Alice.

Er wurde wieder rot. »Die Gehilfen Satans. Diese Monster, die er geschaffen hat.«

Sie hielt inne, wandte sich ihm zu und musterte ihn von Kopf bis Fuß. »Das steht nicht in der Bibel«, sagte sie. »Du meinst Leviathan und Behemoth?«

»Die mein ich.«

»Das sind Gottes Monster. Gott hat sie erschaffen.«

Der Deputy wirkte verunsichert. »Äh, ich denke nicht ...«

»Du solltest.«

Der Sheriff war dabei, die schwere Tür zur Lagerhalle zu öffnen, ein Schloss nach dem anderen. »England, sagen Sie«, murmelte er. »Das ist ne ziemliche Reise, nur um so nen ollen schwarzen Jungen zu holen.«

»Aye«, sagte Coulton, der neben dem Sheriff stand, mehr nicht.

Der Sheriff zögerte beim letzten Schloss, blickte über die Schulter. »Wissen Sie, keine Chance, dass der Richter diesen Jungen gehen lässt«, sagte er freundlich. »Nicht mit Ihnen, nicht mit irgendjemandem.«

»Ich hoffe, Sie irren sich«, sagte Coulton.

»Ist nichts gegen Sie, wissen Sie.« Der Sheriff lächelte veröhnlich. »Ich wollte immer mal nach England, irgendwann. Mein Frauchen, die sagt: ›Vielleicht ist es Zeit, dass du die Sporen an den Nagel hängst, Bill, und wir uns eine Reise buchen.‹ Ihre Eltern sind einst aus Cornwall rübergekommen, wissen Sie. Also, ich weiß nicht, ob ich einfach zu alt bin, um wie ein Kesselflicker um die Welt zu ziehen. Aber scheint mir eine ziemliche Reise zu sein, wenn Sie mich fragen.«

Die Lagerhalle war dunkel und roch leicht säuerlich nach Baumwolle und Rost. Die Luft war drückend und dick. Gleich bei der Tür hingen an Nägeln in der Wand zwei alte Laternen. Der Vize nahm eine runter, öffnete das Glasfenster und zündete die Lunte mit einem Feuerstein an, dann schlossen sie die Tür hinter sich. Das Licht baumelte in seiner Hand hin und her. Alice konnte im Zwielficht die Umrisse großer Maschinen erkennen, dazwischen Haken und Ketten, die in langen Schla-

fen von den Deckenbalken hingen. Der Sheriff führte sie durch das Lager zu einem kleinen Korridor, dessen Wände von Kugeln durchlöchert waren. Durch die Einschusslöcher strahlte Tageslicht. An der gegenüberliegenden Wand waren Türen zu erkennen und am Ende des Flurs befand sich eine einzelne dicke Eisentür mit mehreren Schlössern. Hier blieb der Sheriff stehen.

Der Deputy setzte die Laterne ab und schwang den Kolben seiner Flinte gegen die Tür. »Aufstehen!«, rief er. »Du hast Besucher, Junge. Steh gerade.« Er wandte sich schüchtern an Alice. »Ich bin nicht sicher, dass er ganz da ist, Miss. Lassen Sie sich nich' von ihm erschrecken. Is'n bisschen wie'n Tier.«

Alice sagte nichts.

Die Tür schwang auf. Dahinter war nur Dunkelheit. Ein schrecklicher Gestank drang aus dem Zimmer, der Geruch von ungewaschener Haut und Schmutz und Fäkalien.

»Meine Güte«, murmelte Coulton. »Das ist er?«

Der Sheriff hielt sich ein Taschentuch vor den Mund und nickte ernst.

Der Deputy streckte die Laterne vor sich aus und betrat vorsichtig den Raum. Alice konnte jetzt die Gestalt des Jungen erkennen, zusammengekauert an der Wand am anderen Ende. Er war groß und dürr. Die eisernen Fesseln an seinen Handgelenken und die Kette an den Füßen reflektierten das Laternenlicht. Alice betrat den Raum und konnte nun sehen, dass seine Hose zerfetzt und sein Hemd mit getrocknetem, braunem Blut verkrustet war. Sie konnte den Schrecken in seinen Augen sehen. Aber das Gesicht war glatt, fein geschnitten, ohne blaue Flecken oder Schwellungen, seine Wimpern lang und dunkel. Sie hatte sich darauf eingestellt, dass er grauenhaft entstellt sein würde. Seltsam. Seine kleinen Ohren standen ihm vom Kopf ab wie winzige Griffe. Er hob die Hände vor sich, als wollte er einen Schlag abwehren, als würde ihn das

Licht schmerzen. Die Ketten klapperten sanft im Rhythmus seiner Atmung.

»Ich hab in meinem ganzen Leben nichts wie ihn gesehen«, sagte der Deputy, es klang fast nach Bewunderung. Es war an Alice gerichtet. »Keiner von uns würd's glauben, hätten wir's nicht mit eigenen Augen gesehen. Das ganze Blut ist seins. Aber er hat noch nicht mal nen Kratzer. Wenn Sie ihm den Knüppel geben, steht er einfach wieder auf. Ein Messer, und er heilt einfach direkt vor Ihren Augen. Ich schwöre, es ist fast genug, um einen Mann an den Teufel glauben zu lassen.«

»Ja, ist es«, murmelte Alice und starrte den Deputy in dem schlechten Licht an.

»Mach schon, Alwyn«, sagte der Sheriff. »Zeig es ihnen.«
Der Junge kauerte.

»In Gottes Namen, Mr. Coulton ...!«, sagte Alice zu laut.

Coulton streckte die Hand nach dem Deputy aus. »Das wird nicht notwendig sein, Alwyn«, sagte er in seiner ruhigen Art. »Wir glauben dir. Deswegen sind wir hier.«

Er griff in seine Tasche und zog einen Brief mit Anweisungen hervor, geschrieben von ihrem Arbeitgeber in London. Er faltete die Papiere auseinander und hielt sie ins Licht. Alice konnte das Cairndale-Wappen sehen, das gut sichtbar auf den Umschlag gestempelt worden war. Das Wachssiegel sah aus wie ein Daumenabdruck aus Blut.

Auch Charles Ovid starrte den Umschlag an, bemerkte Alice. Er war sehr still geworden, beobachtete das Geschehen wie eine Katze. Seine Augen leuchteten in der Dunkelheit.

Der Pausenraum war lang, aber schmal. Alice trat vor, sie spürte großen Ekel in sich aufsteigen beim Gedanken an diese zwei Männer, an diesen armen Jungen. Egal, was Coulton behauptete, sie wusste, dass Verletzungen nicht einfach sofort von selbst verheilen. Verdammt, manche verheilten nie. Darin hatte sie Erfahrung.

Sie zog die Handschuhe aus. Ihre Knöchel waren rot und zerschrammt. Sie sah sich die Fesseln des Jungen an. »Erst mal kannst du ihm mal diese Dinger abnehmen«, rief sie über die Schulter. Sie blickte zurück. »Alwyn heißt du, richtig?«

Keiner rührte sich. Der Sheriff warf Coulton einen Blick zu.

»Ist alles gut, Sir«, sagte Coulton und schob den Brief wieder in seine Westentasche. »Vertrauen Sie mir. Ist nur für die Untersuchung.«

Der Vize ging in das hintere Ende des Zimmers, kniete sich vor Charlie hin und schloss die Eisen an den Fußgelenken auf. Dann stand er auf und löste die Fesseln an den Handgelenken. Er trat einen Schritt zurück, die Ketten in seinen Armen.

Alice ging zu Ovid rüber, blieb vor ihm stehen. Sie nahm seine Hände in ihre. Sie waren weich, unverletzt. Überrascht stellte sie fest, dass er keine Hornhaut hatte. Er zitterte im Zwielicht.

»Ist das besser?«, murmelte sie und sah zu ihm auf.

Ovid sagte nichts.

»Miss«, rief der Sheriff scharf. »Es gehört sich nicht für eine Lady wie Sie, einen wie den anzufassen. Nicht hier, nicht in Natchez. Machen Sie einen Schritt zurück, bitte.«

Alice ignorierte ihn. Sie nahm sanft Ovids Kinn und drehte sein Gesicht im Licht, damit sie ihm in die Augen sehen konnte. Trotz allem, was er durchgemacht hatte, trotz seines Zitterns und der Art, wie er kauerte: Als er ihrem Blick begegnete, waren seine Augen gefasst, intelligent, furchtlos. Er hatte die entschlossene Stille eines Kinds, das sich bisher nur auf sich selbst hatte verlassen können. Die anderen konnten das vielleicht nicht sehen. Sie schon.

»Miss ...«, rief der Sheriff.

»Charles Ovid«, flüsterte sie. Sie konnte die Empörung in ihrer Stimme nicht verbergen. »Charlie, richtig? Mein Name ist Alice. Das dort ist Mr. Coulton. Die Leute, für die wir arbei-

ten, haben uns hierhergeschickt, damit wir dir helfen. Damit wir dich von all diesem Mist wegbringen. Damit niemand dir jemals wieder so etwas antut.«

Sie spürte eher, wie der Sheriff sich näherte, als dass sie es hörte. Er griff mit seiner großen Hand unter ihren Arm, nicht grob, und zog sie außer Reichweite des Jungen.

»Das werden Sie mit dem Richter besprechen müssen«, sagte er. »Aber bis dahin halten wir hier alles schön ordentlich und anständig.«

Aber Alice' Aufmerksamkeit war ganz auf Charlie Ovid gerichtet.

Er ließ sich nicht anmerken, ob er sie verstanden hatte, zuckte nur zusammen, als der Sheriff herantrat, senkte den Blick und zitterte weiter im Licht der Laterne.

Später am Abend saßen Alice und Coulton in den Räumlichkeiten des Richters im feinen steinernen Gerichtsgebäude direkt am von Bäumen gesäumten Hauptplatz der Stadt. Sie trug ein langes, blaues Kleid und darunter ein Korsett. Sie hasste es, wie es ihre Rippen einengte, sodass sie kaum atmen konnte; es machte sie ganz zappelig. Sie hasste ihr weiches, frisch gewaschenes und mit Lockenwicklern geschnörkeltes Haar. Sie hasste das Rouge auf ihren Lippen. Die niedrig stehende Sonne kroch durch die Fenster und verfang sich in den Gardinen. Der Richter ging durch den Raum und machte der Reihe nach die Wandleuchten an, dann kam er zurück zu seinem Schreibtisch und setzte sich. Er war vom Abendessen direkt hergekommen und noch in Hemdsärmeln. Er sah Alice an, dann Coulton.

»Feiner Abend«, sagte er und strich sich den langen Schnurrbart glatt.

Der Schreibtisch war aus Walnussholz und vollkommen leer, die glatte Oberfläche leuchtete im roten Licht der untergehenden Sonne. Der Richter war ein schwerer Mann mit einem

weichen, wabbeligen Hals. Als er seine großen Hände vor sich ablegte, war Alice fasziniert, wie weiß sie waren. Weiß wie Alabaster.

»Ich weiß nicht, was der Sheriff Ihnen erzählt hat, Euer Ehren«, begann Coulton höflich. »Wir repräsentieren das Cairndale-Institut in Edinburgh. Wir sind hier wegen dem Ovid-Jungen.« Er nahm die Dokumente und Briefe aus dem Tornister neben seinem Stuhl und reichte sie rüber.

Der Richter studierte die Schriftstücke, eins nach dem anderen. »Das ist eine Art Klinik, verstehe ich das richtig?«

»Ja, Sir.«

Der Richter nickte. »Bill sagt, Sie wollen den Jungen mitnehmen. Ist das richtig?«

»Ja, Sir.«

»Was ich nicht verstehe«, sagte er, »ist, wie bei Gottes grüner Erde Ihr Institut überhaupt von diesem Jungen erfahren hat? Sie müssen Edinburgh vor, was, vier Wochen verlassen haben? Sechs? Da hatte er noch niemanden getötet. Ich kann mir kaum vorstellen, dass es auf Erden ein einziges Register gibt, in dem auch nur seine Existenz verzeichnet ist. Der Junge ist noch nicht mal ein Gespenst, Mr. Coulton.«

Coulton nickte. »So ist es, Euer Ehren.«

»Nun?«

Coulton warf Alice einen kurzen Blick zu, dann sah er wieder weg. »Cairndale sieht es als seine Aufgabe, mögliche Fälle frühzeitig zu recherchieren. Manche davon können sie anhand der Vaterschaft ermitteln.« Coulton öffnete seine Hände weit. »Ich möchte nicht so tun, als verstehe ich ihre Methoden, Sir. Ich weiß jedoch, dass das Institut schon seit einigen Jahren nach Charles Ovids Familie sucht. Genauer gesagt, seit sie auf einen Onkel von ihm aufmerksam wurden.«

Der Richter klopfte mit zwei Fingern auf die Papiere, ließ den Blick zum Fenster schweifen. »Wissen Sie, wir haben den

Jungen bereits zweimal getötet«, murmelte er. »Ich bin mir ziemlich sicher, Bill hat Angst vor ihm.«

»Dreimal«, sagte Alice.

Coulton schlug ein Bein über das andere und strich seine Hose glatt. Er drehte seinen Hut in seinen Händen. »Es ist eine Art gesundheitliches Leiden, Euer Ehren. Mehr nicht. Sie sind ein gebildeter Mann, Sir, wenn Sie mir diese Anmerkung erlauben. Sie wissen, wie leicht die einfachen Leute sich vor etwas fürchten, das sie nicht verstehen.«

Der Richter neigte den Kopf. »Nicht nur die einfachen Leute. Mir jagt der Junge auch Angst ein.« Das Sonnenlicht wurde schwächer, die Gasleuchten betonten die Falten in seinem Gesicht, die müden Krähenfüße um seine Augen. »Und wie soll ich das mit der Frage der Gerechtigkeit in Einklang bringen? Charles Ovid hat einen Mann getötet.«

»Ja, Sir. Das hat er.«

»Einen *weißen* Mann«, warf Alice ein. »Ist das nicht das eigentliche Problem?«

»Einen weißen Mann, ja, Ma'am. Hören Sie, Ich kannte Hank Jessup ein bisschen. Er war vielleicht kein Gentleman, aber er war ehrlich und rechtschaffen. Hab ihn jeden Sonntag in der Kirche gesehen. Und ich habe eine Stadt voll aufgebrachter Bürger, die mir wütende Briefe schreiben, in denen sie ihre Empörung darüber kundtun, in welche Richtung sich dieses Land entwickelt. Der Hälfte von ihnen steht der Sinn nach guter, altmodischer Lynchjustiz.«

»Und die andere Hälfte ...?«, murmelte Alice ätzend.

»Charlie Ovid wurde letzte Woche unter Ausschluss der Öffentlichkeit hingerichtet«, fiel ihr Coulton ins Wort. »Keiner weiß etwas Gegenteiliges.«

»Das stimmt nicht ganz. Da wären erst mal Bill und Alwyn. Der kleine Jimmy Mac war in der besagten Nacht im Gefängnis. Und dann wären da die Ehefrauen, Bills und Alwyns Ehe-

frauen. Ich würde mit einem Blinden um einen Dollar wetten, dass die auch Bescheid wissen.«

»Und vergessen Sie nicht die Männer, die Ihr Deputy die ganze Woche in die Lagerhalle gelassen hat, um auf den Jungen einzuprügeln«, fügte Alice bitter hinzu.

Der Richter zögerte. Er sah sie an.

»Euer Ehren«, sagte Coulton schnell. »Wenn Sie es mir gestatten. Wer wird schon wirklich glauben, dass im Gefängnis von Natchez ein schwarzer Junge angekettet ist, der unverletzbar ist? Das klingt doch wie eine Geschichte aus der Bibel. Es klingt wie ein verflixtes Wunder. Es ist einfach ein Ding der Unmöglichkeit, egal, was die Ehefrauen Ihrer Gesetzeshüter sich beim Tee erzählen. Die Leute werden tratschen, so sind sie. Aber wenn Sie das Wort ergreifen und allen sagen, dass der Junge hingerichtet wurde – wer wird das infrage stellen?«

»Es wäre eine Lüge«, sagte der Richter.

»Wäre es das?« Coulton räusperte sich, strich seine Hose glatt. »Das einzige Problem, das Sie aktuell haben, ist eine lebendige Leiche, die Sie einfach nicht loswerden. Der Junge ist gestorben. Er hat aufgehört zu atmen. Es spielt keine Rolle, dass er dann wieder zum Leben erwacht ist. Die Strafe wurde ausgeführt, die Ansprüche des Rechtssystems damit befriedigt. Ich möchte nicht so tun, als wäre die Situation nicht eigenartig. Aber was die rechtliche Lage betrifft, sehe ich keinerlei Problem. Ich weiß, dem würden einige Leute widersprechen, wenn sie den Jungen unbeschadet rumspezieren sähen. Aber ganz vielleicht sind wir in diesem Punkt die Lösung Ihres Problems. Die Klinik, die wir repräsentieren, liegt in Schottland. Ich kann Ihnen versichern, wenn Sie ihn uns übergeben, wird dieser Junge nie nach Natchez, Mississippi, zurückkehren. Über die medizinischen Aspekte seines Zustands wissen wir aus wissenschaftlicher Sicht noch zu wenig. Aber eins wis-

sen wir: Dieser Zustand ist letzten Endes tödlich. Der Junge hat nur wenige Jahre zu leben.«

»Wenige Jahre.«

»Ja, Sir.«

»Warum sollte ich dann seine Strafe nicht einfach in zehn Jahre Zuchthaus umwandeln?«

»Würde das in den Augen Ihrer Wähler nicht eine sehr leichte Strafe darstellen?«

Alice beobachtete, wie der Richter das alles verarbeitete. Ihr ganzes Leben lang hatte sie Männer wie ihn gekannt. Männer, die das, was sie wussten, mit selbstzufriedener Sicherheit wussten. Männer, die ein hübsches Wesen lieber anschauen und von diesem bewundert werden wollten, als es reden zu hören – und kurz kam ihr die Idee, dass es vielleicht das war, was sie tun sollte: ihn bewundernd ansehen, sanft säuseln und nicken und mit den Wimpern klimpern. Aber nein, niemals.

Der Richter hatte die Fingerspitzen beider Hände vor sich zusammengeführt und musterte seine beiden Besucher. Dann seufzte er, drehte sich zur Seite und blickte aus dem Fenster. »Mein Frauchen bäckt einen Apfelkuchen, so was haben Sie in Ihrem Leben noch nie geschmeckt«, sagte er. »Der Kuchen hat drei Jahre in Folge die blaue Schleife beim Picknick der Vereinigten Töchter der Konföderation gewonnen. Und jetzt gerade liegt ein Stück davon kalt auf einem Teller in meiner Küche. Es tut mir sehr leid, dass Sie den ganzen Weg hierhergekommen sind, wirklich.«

Coulton räusperte sich, stand auf. Alice stand auch auf, das Kleid kitzelte ihre Knöchel. Coulton drehte seinen Hut zwischen den Fingern. »Würden Sie sich eine Nacht Zeit lassen, um alles zu überdenken, Sir? Wir würden dann am Morgen zurückkommen ...«

»Mr. Coulton. Ich habe mich aus reiner Höflichkeit bereit erklärt, Sie zu treffen.«

»Euer Ehren ...«

Der Richter hob die Hand.

»Ihr Junge hat nur eine Möglichkeit, die Lagerhalle zu verlassen«, sagte er leise, »und zwar in einer Kiste aus Pinienholz. Und es ist mir egal, ob er sich im Sarg noch rührt oder nicht.«

»Hurensohn«, zischte Alice, während sie die Treppen des Gerichts herabgingen. Sie zerrte an ihrer Korsage und griff nicht gerade damenhaft unter ihre Röcke, um ein, zwei Ösen zu lösen, damit sie wieder normal atmen konnte. Es war schon dunkel, der Boden strahlte aber noch die Hitze des Tages ab, die Zikaden lärmten in der warmen Nacht. »Und dafür hab ich mir ein Kleid angezogen?«

»Aye, und sehen Sie sich an. Hoffen wir mal, wir laufen diesem Deputy nicht über den Weg, Alwyn. Dem würde die Zunge bis an die Zehen baumeln, wenn er Sie so aufgebrezelt sieht.«

Sie verkniff sich ihre Antwort. Sie war immer noch zu wütend, um sich vom Thema ablenken zu lassen. »Ist es wahr, was Sie da drin gesagt haben? Der arme Junge hat nur wenige Jahre zu leben?«

Coulton seufzte. »Charlie Ovid wird uns alle überleben«, sagte er.

»Die sind sich alle so verdammt sicher, dass der Bursche wie Jesus ist. Macht es für ihn nur noch schlimmer. Warum sind die alle so überzeugt davon, dass er nicht verletzt werden kann?«

»Oh, verletzen kann man ihn schon. Er heilt nur, das ist alles.«

Irgendwas an der Art, wie Coulton das sagte, machte sie stutzig. »Sie glauben es?«

Er zuckte mit den Achseln. »Ich konnte keinen einzigen Kratzer sehen. Sie?«

»Vielleicht, wenn man sein Hemd hochhebt. Oder vielleicht waren seine Beine übel zugerichtet. Wie genau haben Sie hingeschaut?«

Er seufzte. »Genau genug, um zu wissen, dass die Welt nicht so ist, wie ich sie gern hätte«, sagte er sanft. »Hören Sie. Sie müssen sich jetzt umziehen, dann lassen Sie Ihre Koffer runter zum Steg bringen. Bezahlen Sie unsere Rechnung. Ich treffe Sie in einer Stunde am Hotel. Ich glaube, wir sind fertig in der guten Stadt Natchez.«

Alice blieb stehen. Sie stand in der Wiese auf dem leeren Platz unter der Statue von irgendeinem gefallenem General der Konföderierten. Nach ein paar Schritten blieb auch Coulton stehen, drehte sich um und kam langsam zu ihr zurück.

»Ich gehe nicht ohne den Jungen«, sagte sie.

Eine Kutsche fuhr in der Straße vorbei, die daran befestigten Leuchten pendelten hin und her. Als die Kutsche weg war, schritt Coulton näher an sie heran.

»Ich auch nicht«, sagte er entschlossen.

Es war neun Uhr, als sie die Hotellobby verließen, den hölzernen Bürgersteig der Silver Street zum Fluss runtergingen – und dann über die Seitengassen wieder zurück zur alten Lagerhalle. Das dunkle, verrostete Gebäude ragte in den monderleuchteten südlichen Abendhimmel. Sie warteten eine lange Weile in den Schatten und überquerten dann ohne ein Wort zu wechseln die Straße. Die Taschen von Coultons Mantel waren schwer beladen und klimperten. Alice hielt ein Auge offen, ob irgendjemand auf der Straße war. Aber da war niemand.

Coulton kniete sich vor die dicke Eingangstür und brauchte nur eine Minute, um die Schlösser zu knacken. Er stand auf, blickte still Alice an, zog dann die Tür auf und schlüpfte in die Dunkelheit.

Alice folgte ihm. Sie hatten kein Licht, aber mit sicherem Schritt folgten sie dem Weg, den sie vor ein paar Stunden zu-

rückgelegt hatten. An Ovids Zelle angekommen, zog Coulton wieder seinen Schlüsselring mit Dietrichen hervor und knackte flink die Schlösser.

Drinne war es völlig schwarz. Alice konnte einen langen Moment nichts sehen und fragte sich, was Charles Ovid sah, der mit Sicherheit zu ihnen rausstarrte.

Coulton räusperte sich und flüsterte: »Charlie, mein Junge? Bist du hier drin?«

Alice fürchtete plötzlich für einen langen, stillen Moment, dass der Junge weggebracht worden war.

Aber dann hörte sie in der Dunkelheit ein Seufzen und den Klang sanft klirrender Ketten. Der Junge machte einen Schritt in den schwachen Kegel aus Mondlicht, der durchs Fenster kam. Charlie Ovid schien nicht überrascht, sie zu sehen.

»Lass mich dir diese Dinger abnehmen«, murmelte Coulton.

Alice sah vorsichtig zu dem Jungen hoch. Langsam gewöhnten sich ihre Augen an die Dunkelheit, sie schlüpfte in seine Zelle und redete sanft und langsam. »Wir sind deinetwegen hier. Wir sind hier, um dich rauszuholen«, sagte sie. »Wirst du mit uns kommen?«

Aber Ovid stand einfach nur in der Dunkelheit und schaute sie an. Irgendetwas an seiner unaufgeregten, aufmerksamen Art brachte Alice aus der Fassung.

»Die ... Papiere«, flüsterte er. Seine Stimme war tief und brüchig, als hätte er sie lange nicht mehr benutzt. »Wo sind sie?«

Coulton blinzelte. »Welche Papiere? Was meint er?«

Plötzlich begriff Alice. »Ihr Brief von Cairndale. Den Sie dem Sheriff gezeigt haben. Wo ist er?«

Coulton nahm den Briefumschlag aus seiner Weste, faltete den Brief auseinander. »Das wird dir alles nichts sagen, Junge. Sind nur Anweisungen, Entlassungspapiere, juristische Dokumente ...«

Aber Ovid ignorierte den Brief und griff stattdessen nach dem Umschlag. Er fuhr mit seinen Fingern sanft über das Cairndale-Wappen: zwei Hammer, die sich vor einer brennenden Sonne kreuzten. »Was ist das?«, flüsterte er.

»Junge, wir haben keine Zeit für ...«

»Es ist das Wappen des Cairndale-Instituts, Charles«, sagte Alice. »Das ist unser Arbeitgeber. Wir arbeiten für sie.« Ihr kam ein Gedanke. »Hast du das Symbol schon mal gesehen? Kennst du es, sagt es dir was?«

Ovid befeuchtete sich die Lippen. Es schien, als wollte er etwas sagen, aber plötzlich hob er den Kopf und lauschte in die Dunkelheit.

»Er kommt«, flüsterte der Junge.

Alice hielt ganz still.

Dann hörte sie es auch: Das kratzende Geräusch von einem Paar Männerstiefel, das durch die Lagerhalle schlurfte, immer näher. Alice glitt lautlos zur Tür, schloss sie sanft und presste sich gegen die Wand dahinter. Coulton bezog neben ihr Stellung. Er wickelte die Ketten um seine Faust. Der Mann hatte angefangen zu pfeifen, und Alice erkannte den Klang: Es war der Deputy, Alwyn.

Coulton klopfte seine Taschen ab. »Hast du deine Waffe mitgebracht?«, zischte er.

Aber Alice hatte ihre Waffe nicht dabei. Sie hatte sie bewusst nicht mitgenommen, im Wissen, dass ein Schuss sie nur verraten und zu viel Aufmerksamkeit erzeugen würde. Die einzigen Waffen, die sie brauchte, waren ohnehin ihre Fäuste.

Aber mit einer raschen, geschmeidigen Bewegung stand auf einmal Ovid vor ihnen. Er griff in Coultons Tasche. Coulton, überrascht, ließ ihn darin rumkramen und starrte den Jungen an, als dieser den schärfsten Dietrich aus der Tasche zog. Er kauerte sich auf die Kante seiner Bank, krepelte die

Ärmel hoch, packte den Dietrich in seiner rechten Faust wie eine Gabel, und plötzlich, ohne in der Dunkelheit einen Ton zu machen, stach er sich in den linken Unterarm, rammte den Dietrich tief ins Fleisch und kerbte einen ungleichmäßigen Schnitt abwärts zu seinem Handgelenk.

»Jesus ...«, zischte Alice.

Das Blut tropfte schwarz in der Dunkelheit. Sie konnte das schmerzverzerrte Gesicht des Jungen sehen, sie sah, wie er die Zähne zusammenbiss, wie der Rotz im Takt seines verkrampften Atems aus seiner Nase blubberte. Dann ließ er den Dietrich scheppernd zu Boden fallen, bohrte mit seinen Fingern tief in die Wunde und zog ein dünnes, sechs Zoll langes Stück Metall aus seinem Fleisch.

Eine Klinge.

Und dann, eine Minute später, begann der Schnitt im Arm des Jungen sich schon wieder zu schließen, Stück für Stück, bis nur noch eine lange Blutspur zu sehen war – und die Sauerrei auf seinem Hemd und dem rutschigen Boden.

Es war wie ein Traum. Ovid stand auf. Er sagte nichts. Zitternd, aber entschlossen stand er vor der Tür, die Klinge in seiner rechten Hand, und wartete.

Dann kroch orangenes Licht unter der Tür hindurch, ein Schloss nach dem anderen öffnete sich. Der Deputy rief gut gelaunt: »Hey, Junge, siehst so aus, als würdest du uns doch nicht so schnell verlassen.« Die Tür schwang auf und versperrte Alice für einen Moment die Sicht, sodass sie Ovid nicht sehen konnte. Sie konnte nicht sehen, wie der Deputy hineinschlurfte. Sie sah nur, wie das Laternenlicht herabsank und hörte den Mann überrascht grunzen, dann schepperte irgendwas auf dem Boden, die Laterne zerbrach. Dunkelheit.

Alice machte einen Satz zur anderen Seite der Tür, ihre Fäuste oben. Aber der Deputy war schon tot. Die Klinge steckte tief in seinem Hals. Ovid starrte auf ihn hinab.

»Gottverdammnt«, fluchte sie. »Was war das?«

Aber Coulton war unbeeindruckt. »Lass mich mal sehen, mein Sohn.« Er packte Ovid am Handgelenk und verdrehte ihm den Arm, erst in eine Richtung, dann in die andere, bis der Junge sich losriss.

Der Junge kniete sich über den toten Mann und zog mit einem saugenden Geräusch die Klinge aus dem Körper, wischte sie an seiner eigenen Hose ab und ließ sie in sein Hemd gleiten. »Warum sind Sie für mich zurückgekommen?«, flüsterte er. Seine Gestik wirkte gefasst, aber seine Stimme verriet, wie aufgewühlt er war.

Alice, immer noch benommen, wusste nicht, was sie sagen sollte. »Weil es unser Job ist«, sagte sie endlich. »Und weil es sonst niemand getan hätte.«

»Sie hätten es nicht tun sollen.«

»Warum nicht?«

»Ich hätte es nicht getan.«

»Wir haben für so was jetzt keine Zeit«, unterbrach Coulton. »Der Flussdampfer legt in fünfzehn Minuten ab. Wir müssen los.«

Alice blickte dem Jungen für einen langen Moment wortlos in die Augen. »Vielleicht wirst du irgendwann das Gleiche tun«, sagte sie. »Vielleicht wird es irgendwann jemanden geben, für den es sich lohnt zurückzukehren.«

Coulton zog seinen Mantel aus und reichte sie mit seiner Melone dem Jungen. Ovid sah in der Kleidung lächerlich aus, er war viel zu groß dafür, dachte Alice. Aber daran konnten sie jetzt nichts ändern. Alice zog dem Deputy die Stiefel aus, Ovid zog sie an. Sie würden sich auf dem Weg zum Fluss an die Schatten halten müssen und beten, dass die Straßen leer waren. Alice schätzte, dass sie etwa zehn Minuten hatten, maximal, bevor jemand bemerkte, dass der Deputy weg war, und ihn suchen kam. Sie zupfte dem Jungen die Ärmel des Man-

tels zurecht, knöpfte ihn schnell zu, um das blutige Hemd zu verstecken, stellte den Kragen auf und grummelte.

»Okay«, sagte sie. »Los geht's.«

Coulton gab ihnen ein Handzeichen. Sie eilten durch die Lagerhalle und raus auf die mondbeleuchtete Straße. Sie hielten sich eng an die Häuserwände, die nur vom schwachen silbernen Mondlicht beleuchtet waren, und pirschten sich so in Richtung Fluss. Die Luft fühlte sich sauber an, unfassbar gut, fand Alice, nach dem Gestank der Zelle. Sie versuchte nicht daran zu denken, was sie gerade gesehen hatte. Den Jungen und seinen Unterarm. Die Klinge, die darin verborgen gewesen war. Aber es gelang ihr nicht.

Am Landeplatz sah Alice ihr Schiff sofort: ein großer beleuchteter Raddampfer, der sich im Wasser spiegelte. Unten auf dem Steg waren Männer mit der Fracht und den Tauen zugange. Coulton führte sie eine lange Rampe hinauf in ein kleines Fahrkartenhäuschen, wo er mit gedämpfter Stimme mit einem Mann hinter der Theke sprach. Nach ein paar Minuten eilten sie wieder raus und über die Gangway zum Dampfer. Ovid hatte die Melone tief ins Gesicht gezogen und den Kragen hochgestellt, seine Hände waren in den Taschen vergraben. Aber für Alice war er immer noch eindeutig als schwarzer Junge erkennbar, und in seinen zu großen Stiefeln und zu kleinen Klamotten gab er eine absurde Erscheinung ab. Aber was auch immer Coulton gedeichselt hatte, es funktionierte. Keiner hielt sie auf.

Wenige Minuten später waren sie an Bord des Raddampfers und folgten dem Kofferträger durch einen Korridor zu ihren Zimmern. Dann hörten sie die Arbeiter unten rufen, der Dampfer legte ab und glitt langsam, aber kraftvoll in die Strömungen des dunklen Mississippi.

Sie und Coulton aßen im Restaurant des Flussdampfers ein spätes Abendessen, sie waren die einzigen Gäste.

Den Jungen Ovid hatten sie in Coultons Kabine gelassen, wo er sich schlafend stellte. Auf Handschellen hatten sie verzichtet, in der Überzeugung, dass er ihnen nicht trauen würde, wenn sie ihm nicht zuerst trauten. Im Saloon waren die Gaslampen gedimmt, das Antriebsrad drosch kaum hörbar in der Dunkelheit ins Wasser. Ein schwarzer Kellner lehnte an der in Kupfer gefassten Bar und beobachtete sie im Spiegel. Coulton zerkaute sein Steak mit kleinen Bissen, stopfte sich dabei die Backen mit Kartoffeln und Sauce voll. Alice hatte wenig Appetit.

»Wussten Sie das?«, fragte sie. »Wussten Sie, dass er so was kann?«

Coulton wich ihrem Blick nicht aus. »Ich wusste es nicht«, sagte er sanft.

Sie schüttelte den Kopf. »Dieser Deputy hatte versucht, es uns zu erklären. Er hat versucht, es uns zu sagen.«

»Diese Kinder, diese Waisen. Keins davon ist normal. Das macht sie noch nicht zu Monstern.«

Sie dachte darüber nach. »Wirklich nicht?« Sie blickte auf. »Sind sie nicht genau das?«

»Nein«, sagte er bestimmt.

Sie saß da, die Hände im Schoß gefaltet, und starrte auf ihren Teller. Es stimmte, etwas an diesen Waisenkindern, an jedem, war seltsam, unerklärlich – etwas, über das sie oder Coulton nicht reden sollten. Gerüchte aus ihrer Vergangenheit begleiteten diese Kinder ins Jetzt, wie feine Rauchfäden eines entfernten Feuers.

»Er hätte jederzeit flüchten können«, sagte sie dann langsam. »Er hatte ein Messer *in seinem Körper* versteckt. Die ganze Zeit. Warum hat er nicht früher versucht davonzulaufen?« Sie blickte von ihrem Teller auf. Sie erinnerte sich gerade, dass Coulton kein bisschen überrascht gewirkt hatte von dem, was in der Zelle passiert war. Plötzlich fühlte sie sich wie ein Tölpel, als hätte man sie angelogen. »Was genau ist das Cairndale-

Institut, Mr. Coulton? Und erzählen Sie mir nicht, dass diese Kinder unter *Gebrechen* leiden und der *Pflege* bedürfen. Für wen arbeite ich hier?»

»Wir sind die Guten«, sagte er leise.

»Sicher.«

»Wirklich.«

»Alle halten sich selbst für die Guten.«

Aber Coulton meinte es ernst. Er strich die abstehenden Haarsträhnen über seine Glatze und runzelte die Stirn. »Bevor wir aufgebrochen sind, habe ich Mrs. Harrogate schon gesagt, dass Sie mehr wissen sollten. Sie war sich nicht sicher, ob Sie ... *engagiert* genug sind. Aber ich glaube, es ist an der Zeit. Merken Sie sich Ihre Fragen genau. Sie können sie selbst fragen, wenn Sie zurück in London sind.«

»Sie will mich treffen?«

»Aye.«

Alice hatte ihren Arbeitgeber nur das eine Mal getroffen; die Aussicht auf ein zweites Treffen überraschte sie. Aber damit war sie erst einmal zufrieden. Sie nahm Messer und Gabel wieder in die Hand. »Ich weiß nicht, wie Sie es aushalten«, sagte sie, um das Thema zu wechseln. »Diese Leute. Dieser Richter. Ich hätte ihn fast aus seinem eigenen verdammten Fenster geworfen.«

»Was hätte das geholfen?«

»Es hätte mir geholfen.«

»Ich kenne mich in dieser Welt ein bisschen aus, Miss Quicke. Hier sind Höflichkeit und Anstand wichtiger als die Wahrheit. Wichtiger als recht zu haben.«

Sie dachte an den Jungen in seinen zerfetzten Lumpen, zitternd in der Lagerhalle. »Höflichkeit«, murmelte sie.

»Aye.« Coulton grinste sie an. »Für Sie vielleicht eine etwas knifflige Herausforderung.«

»Ich kann höflich sein.«

»Sicher.«

»Was? Kann ich.«

Coulton hörte auf zu kauen. Er schluckte den Bissen runter, nahm einen Schluck Wein, wischte sich den Mund und stellte sich ihrem Blick. »Ich habe in meinem ganzen Leben keinen Menschen getroffen, der so sehr einem Furunkel auf dem knallroten Arsch eines Bäckers gleicht wie Sie, Alice Quicke. Und das meine ich auf die netteste Art.« Er griff in seine Jackentasche und zog einen kleinen, gefalteten Streifen Papier heraus. »Ein Botenjunge hat das hier im Hotel abgegeben«, sagte er und fing wieder an zu kauen. »Neuer Auftrag. Name ist Marlowe. Sie sollen zum Zirkus Beecher and Fox gehen, in Remington, Illinois.«

»Remington.«

»Aye.«

»Das Irrenhaus meiner Mutter ist in Remington. Oder zumindest gleich außerhalb von Remington.«

Coulton musterte sie. »Ist das ein Problem?«

Sie zögerte. Dann schüttelte sie den Kopf. »Alles gut. Es liegt nur am anderen Ende des Bäckerarschs, mehr nicht.« Sie machte eine Pause. »Moment. Ich soll *allein* hin? Sie kommen nicht mit?«

»Ich werde den Ovid-Jungen nach London begleiten.« Coulton zog einen weiteren Umschlag aus seiner Tasche. »Hier ist ein Ticket für einen Flussdampfer nach St. Louis, legt in den frühen Morgenstunden ab. Keine Sorge, er macht keinen Zwischenstopp in Natchez. Sie nehmen von dort den Zug nach Remington. Im Umschlag finden Sie auch einige Empfehlungsschreiben, ich war so frei, Ihnen einige zu verfassen, dazu Dokumente und Ähnliches. Außerdem die Adresse in London, wo Sie Mrs. Harrogate finden. Schicken Sie ihr direkt ein Telegramm, wenn irgendetwas sein sollte. Da sind auch ein paar Geldscheine, um Ausgaben abzudecken, dazu noch zwei Fahr-

scheine für die zweite Klasse auf einem Dampfer, der in achtzehn Tagen New York verlässt.« Er nahm noch einen Bissen von seinem Steak. »Dazu eine schriftliche Aussage, wie dieser Marlowe als Säugling von seinem Kindermädchen entführt und dann aus England rausgeschmuggelt wurde, wie seine Familie Sie beauftragt hat, ihn zu finden, et cetera et cetera.«

Sie blätterte durch die Papiere. »Er hat ein Erkennungsmerkmal?«

»Ein Muttermal. Aye.«

»Das ist ungewöhnlich.«

Er nickte.

»Wie viel davon ist wahr?«

»Manches. Genug.«

»Aber er ist einfach ein weiteres Waisenkind?«

»Aye.«

»Na ja. Solange ich nicht ankomme und ihm zusehen muss, wie er sich Gegenstände aus seinen verflochtenen Armen schneidet.«

Coulton lächelte.

Sie nahm einen Bissen und kaute. »Warum erledige ich diesen Auftrag allein?«

Coulton sah sie an. Sie war überrascht von den Emotionen, die über sein Gesicht huschten. »Es gab ... Nachfragen«, sagte er widerwillig. »Ich habe davon gehört, kurz bevor wir Liverpool verlassen haben. Ein Mann, der Fragen stellte. Über Mississippi, den Umtauschkurs des Dollars. Er hat ein gewisses *Interesse*, könnte man sagen, an den Kindern, die wir aufsammeln. Zumindest, was den Ovid-Jungen betrifft. Ich hatte halb befürchtet, wir würden ihm in Natchez über den Weg laufen. Auf dem Rückweg werde ich meine Augen nach ihm offen halten.«

Sie studierte Coultons Gesicht in der Stille, die darauf folgte. »Er ist ein Detektiv?«

Coulton schüttelte den Kopf. »Hatte früher mit dem Institut zu tun. Sein Name ist Marber. Jacob Marber.«

»Jacob ... Marber.«

»Aye.«

Irgendetwas an der Art, wie Coulton sprach, machte sie skeptisch. Sie arrangierte Messer und Gabel vorsichtig auf ihrem Teller, während sie darüber nachdachte. »Sie kannten ihn«, sagte sie.

»Ich hab von ihm gehört. Er hat einen ... Ruf.« Coulton zupfte an seinen Händen herum. »Jacob Marber ist ein gefährlicher Mann, Miss Quicke. Wenn er auf der Jagd nach Charlie Ovid ist, ist es das Beste, wenn der Bursche so schnell wie möglich nach London verschwindet. Sie sollten mit diesem Marlowe-Jungen da in Illinois gut zurechtkommen.« Coulton verzog den Mund, als kämpfte er mit sich, ob er noch mehr sagen sollte. »Marber gibt dem Institut die Schuld für etwas, das mal passiert ist. Ich weiß nicht, was es war. Irgendjemand ist gestorben, glaube ich. Es spielt keine Rolle. Wir haben ihn vor Jahren aus den Augen verloren, hatten seitdem nichts von ihm gehört. Manche glauben, dass er tot ist. Ich nicht. Dafür war er viel zu gut in dem, was er tat. Einer der Besten.«

»Und was tat er?«

Coulton sah ihr in die Augen. »Das Gleiche, was wir tun. Nur waren seine Methoden etwas blutiger.«

Alice dachte darüber nach. »Wie werde ich ihn erkennen? Falls ich ihm über den Weg laufen sollte?«

»Sie werden ihn erkennen. Er wird derjenige sein, der Ihnen Angst einjagt.«

»Ich kriege nie Angst.«

Coulton seufzte. »Doch. Sie wissen es bloß noch nicht.«

Alice faltete die Hände in ihrem Schoß, plötzlich fröstelte sie. Sie beobachtete ihre Spiegelbilder in dem gebogenen Glas des Dampf Fensters. Dahinter sah sie die weiten Strömungen

des Mississippi. Sie sah den Kellner, der mit hinter dem Rücken verschränkten Armen dastand und wartete. Die edlen grünen Sessel und die vertrocknenden Farne. Alles leuchtete sanft im fahlen Licht der Gaslampen.


»Er muss ziemlich enttäuscht sein, Ihr Mr. Marber«, sagte sie.
»Wenn er nach Remington geht.«

Coulton reagierte mit einem müden Lächeln, das sofort verschwand, als er seinen Teller beiseiteschob und aufstand. Er wischte sich die fettigen Finger an der Serviette ab.

»Es wäre das Beste für Sie, Remington schon wieder weit hinter sich gelassen zu haben, sollte er dort aufkreuzen«, sagte er leise.

3

DER JUNGE AM ENDE DER WELT

 Es war dreizehn Monate her, seit Brynt das letzte Mal *den Traum* gehabt hatte. Aber jetzt war er zurück, so schlimm wie eh und je. Der Traum machte ihr so viel Angst, dass sie nachts versuchte, nicht einzuschlafen. Sie versuchte, sich in ihrem dunklen Zirkuswagen mit schwarzem Kaffee bis zum Morgen wach zu halten, während sie Marlowes kleines Gesicht beobachtete, der in der Koje sanft vor sich hin atmete. Und während sie so allein im Mondlicht saß, versuchte sie sich selbst einzureden, dass nichts war, dass alles gut war, dass sie sicher waren.

Aber jede Nacht wurden irgendwann unweigerlich ihre Augenlider schwer, das Kinn sank ihr auf die Brust – und der Traum überkam sie.

Er begann immer gleich. Sie kauerte im Kleiderschrank ihrer Kindheit, um sich zu verstecken. Der saure Gestank von Mottenkugeln, das Rascheln der aufgehängten Kleidung. Irgendwie war sie wieder klein, ein Mädchen, obwohl: Klein war sie nie gewesen, nicht wirklich. Es war das Wohnheim, das ihr Onkel in San Francisco betrieb. Es war Nacht. Wenn sie die Tür des Kleiderschranks mit ihrem Finger einen Spalt öffnete, konnte sie das Mondlicht hereinströmen sehen. Obwohl sie ein kleines Mädchen war, war sie irgendwie auch sie selbst: die erwachsene, alte Brynt, von Sorgen gezeichnet, müde.

Der kleine Marlowe war bei ihr und weinte sanft und ängstlich. Langsam stieg sie aus dem Kleiderschrank, nahm Marlowe bei der Hand. Langsam hob sie den Finger an die Lippen, um Marlowe zu bedeuten, er solle still sein.

Irgendetwas war mit ihnen im Haus.

Sie bewegten sich langsam Richtung Flur. Die steile, enge Treppe, silbernes Mondlicht am Treppenabsatz. Alle Zimmertüren offen, dahinter Dunkelheit. Brynt und das Kind stiegen langsam, unmöglich langsam die Treppe hinunter, eine knarrende Stufe nach der anderen, während Brynt mit angespannter Konzentration lauschte, ob sie das *Andere* im Haus hören konnte. Das *Ding*, was auch immer es war.

Und dann hörte sie es. Schritte über ihnen. Etwas Dunkles betrat den dritten Stock, ging langsam auf sie zu, kleine Schatten flirrten um es herum. Brynt rannte los, nahm immer zwei Stufen auf einmal, zerrte den Jungen hinter sich her. Aber die Dunkelheit holte auf, unmöglich schnell, sie streckte einen langen, langen Arm nach ihnen aus. Brynt sah die Finger, blass, gekrümmt, seltsam lang – die Hand schien das ganze Licht um sie herum zu verschlucken. Marlowe schrie. Der Schatten hatte kein Gesicht, und da, wo der Mund hätte sein sollen, war nur ...

Brynt richtete sich auf. Panisch sprang sie aus ihrer Koje, der Zirkuswagen knarzte und wackelte unter ihrem Gewicht, sie stürmte durch den löchrigen Vorhang. Marlowe saß am schmalen Tisch und aß ein Brot mit Butter, vor sich ein offenes Buch mit Gravuren. Es waren Dorés Gravuren von Dantes *Inferno*, gruselige Abbildungen von Seelen, die sich unter Qualen winden. Der Reverend hatte es ihm vor langer Zeit geschenkt, es war das einzige Buch im Wagen, außer der Bibel. Sie spürte, wie sich ihr rasender Herzschlag wieder beruhigte.

»Bist du okay, Schatz?«, fragte sie mit verkrampfter Stimme.
»Was machst du denn?«

»Lesen.«

Sie setzte sich neben ihn. »Konntest nicht schlafen?«

»Du hast wieder geredet«, sagte er. »Hattest du wieder den Traum?«

Sie sah ihn an. Sie nickte.

»War ich in dem Traum?«

Sie nickte wieder.

Das silberne Licht der Sterne fiel auf sein schwarzes Haar und die Ärmel seines Morgenmantels. Er blickte sie mit dunklen, ernstesten Augen an. Sein Gesicht war so blass, er hätte einer der Toten in dem Buch sein können. »Hab ich dir dieses Mal geholfen?«, fragte er.

»Ja, das hast du, Schatz«, flunkerte sie. »Immer wieder rettetest du mich.«

»Gut«, sagte er mit entschlossener Stimme und vergrub sich in ihre Arme.

Sie fuhr mit einer Hand durch sein Haar. Das letzte Mal, dass sie so unter dem Traum gelitten hatte, war in der Woche gewesen, in der der Reverend gestorben war, in dem feuchten, verschimmelnden Zimmer in Spitalfields. Über ein Jahr war das her. Der Reverend hatte noch zwei weitere Jahre durchgehalten nach jener dunklen Woche, als Marlowes Mutter im Nebel verschwunden war. Brynt hatte versucht, sich um beide zu kümmern, den kleinen Jungen und den sterbenden Mann. Die Hälfte der Zeit war sie damals sauer auf Eliza gewesen – den Rest der Zeit machte sie sich Sorgen um sie. Sie dachte immer, dass Eliza vielleicht zurückkommen würde, aber sie kam nie.

Das Kind sprach nie über jene Nacht. In der Tat sprach er kaum jemals über seine Mutter – und wenn, dann nur, wenn es Zeit war, ins Bett zu gehen, wenn er schläfrig war. Natürlich wusste Brynt, dass Eliza Mackenzie Grey nicht seine Mutter war, nicht wirklich. Aber das arme Mädchen hatte das Kind

gerettet und sich darum gekümmert, egal, wie anstrengend es wurde. Sie hatte Marlowe geliebt, als wäre er ihr eigen Fleisch und Blut. Wenn das nicht das Wesen des Mutterseins war, was dann?

Aber jetzt war der Traum zurück. Brynt saß mit Marlowe mitten in der Nacht am Tisch und spürte ein Prickeln in ihren Fingerspitzen, eine Art Vorahnung, als stünde ein Wetterumbruch bevor. Sie wusste, dass etwas nahte, etwas Schlimmes – und dass sie nicht gewappnet waren.

Marlowe war nicht wie die anderen Kinder.

Brynt wusste das, natürlich wusste sie das. Zum einen war da die Sache mit dem Leuchten. Seine Haut fing dann an, in diesem gruseligen Blau zu glänzen, seine Augen bekamen diesen stillen Blick. Dahinter steckte keine geschickte Täuschung, kein Zaubertrick, nichts dergleichen. Aber es war nicht so, dass Mr. Beecher oder Mr. Fox das wussten – Darsteller hatten schließlich das Recht auf ihre Geheimnisse, ihre eigenen Tricks. Wahrscheinlich dachten sie, dass der Junge in irgendeiner lumineszierenden Farbe angestrichen war. Iridium vielleicht, das Zeug, das sie Spiritualisten für ihr lächerliches Ektoplasma hatte verwenden sehen, damals bei Séancen in privaten Salons in England. Dabei war das Leuchten viel eigenartiger, viel schöner. Als würde es vollständig durch ihn durchscheinen, als könnte man durch seine Haut hindurchsehen, bis zu den hellen Venen und Knochen und Lungenflügeln.

Eines Nachts, während sie dabei gewesen war, ihr Gesicht für die Bühne zu schminken, hatte er mal zu ihr gesagt, dass er Angst vor seiner Fähigkeit hatte. »Was, wenn ich es nicht aufhalten kann, Brynt? Was, wenn es mir auch nur ein einziges Mal nicht gelingt?«

Und das war die andere Besonderheit an ihm: Wie sehr er sich sorgte. Sie hatte noch nie einen Achtjährigen erlebt, der

so war. »Wenn du was nicht aufhalten kannst, Schatz?«, fragte sie.

»Was mit mir passiert. Das Leuchten. Was, wenn es eines Nachts einfach schlimmer wird?«

»Dann können wir dich als Lampe benutzen. Wenn es dunkel ist und wir was nicht finden können.«

Er blickte sie schweigend in ihrem Spiegel an, mit einem ganz ernstesten Gesicht.

»Überlass das mit den Sorgen mir. Ich Sorge mich um uns beide«, sagte sie. »Okay?«

»Mama hat früher gesagt, ich habe eine Wahl bei dem, was ich tue. Dass es meine Entscheidung ist.«

»Das ist richtig.«

»Aber nicht immer, oder? Dass man eine Wahl hat, meine ich. Man kann sich nicht immer frei entscheiden.«

Es kam ihr vor, als würde ihn etwas anderes beschäftigen. Etwas Dunkleres, etwas Verstörendes. Plötzlich fragte sie sich, ob es um seine Mutter ging. Ob es Eliza war, über die er nachdachte.

»Manchmal haben wir keine Wahl«, sagte sie sanft. »Das ist wahr.«

»Ja«, sagte er.

In diesem Moment sah sie ihn an, sah ihn *wirklich* an. Wie er sein eigenes graues Gesicht im Spiegel betrachtete, sich auf die Lippe biss. Den schwarzen Haarschopf, der ihm in die Stirn fiel. Sie legte die Schminke weg und zog ihn ganz fest an sich.

»Oh, Schatz«, sagte sie nur. Wie sie es oft tat, wenn sie nicht wusste, was sie sonst sagen sollte.

Jetzt war es Morgen. Sie hielt mit einer Hand ihre Röcke hoch, damit sie nicht in den Schlamm hingen, und suchte sich Schritt für Schritt einen Weg zwischen den Pfützen und den Zelt-

schnüren hindurch, um zu Mr. Beechers Büro zu gelangen. Marlowe musste neben ihr fast rennen, um Schritt zu halten.

Beecher war einer der beiden Chefs. Er koordinierte das Tagesgeschäft – und zahlte den Lohn aus. Brynt hatte in der Nacht beschlossen, dass sie ohnehin mit ihm würde sprechen müssen, dass es an der Zeit war. Aber als der Morgen kam, gleich nach dem Frühstück, hatte ein Mädchen an der Tür ihres Waggons geklopft, mit der Botschaft, dass sie und der Junge zu Mr. Beechers Büro kommen sollten, *augenblicklich, wenn möglich*. Brynt glaubte nicht an Zufälle. Sie glaubte, dass die Welt und ihre Ereignisse ein gewisses Muster ergaben, egal, ob sie selbst dieses Muster erkennen konnte. Also hatte sie an den Traum vergangener Nacht gedacht und an das Gefühl, das er zurückgelassen hatte, hatte die Stirn gerunzelt und nach ihrem Hut gegriffen.

Überall stank es nach nassen Pferden und Heu. Der Schlamm war übersät von Müll und Plakaten, die von den Besuchern der vergangenen Nacht in den Boden getrampelt worden waren. Auf den Treppen der Reisewagen hockten unrasierte Gestalten und schwenkten Kaffee in ihren Blechtassen. Es waren Menschen, deren Talente nicht in die normale Welt passten. Sonderlinge und Clowns, Handleser und Feuerschlucker. Mit dunklen Augen blickten sie Brynt hinterher. Sie und Marlowe traten jetzt seit sechs Wochen auf der Seitenbühne hier auf. Trotzdem waren sie Außenseiter, Fremde, die die meiste Zeit unter sich blieben. Aber Brynt machte das nichts aus, es war ihr sogar lieber. Sie hatte ihr ganzes Leben unter solchen Leuten verbracht und wusste, dass sie nicht schlechter waren als alle anderen Menschen. Aber sie wusste auch, dass sie ihr nicht ähnlicher waren als normale Menschen, egal, wie seltsam sie selbst waren. Leute waren Leute. Und meistens hieß das, dass sie sich nahmen, was sie konnten, wann auch immer sie es konnten.

Sie war schon immer anders gewesen. Ihr ganzes Leben lang.
»Du bist wie ein linker Fuß«, hatte ihr Onkel früher immer gesagt.

Damals war sie noch ein Mädchen und lebte in San Francisco. Zu der Zeit wohnte sie in dem Apartmentblock, den er verwaltete. Ihr Onkel war mal ein Boxer gewesen, berühmt in manchen Kreisen. Er hatte Kampf für Kampf gewonnen – bis er es eines Nachts nicht mehr tat und langsam abrutschte: Kopfschmerzen, Hände so geschwollen, dass er keine Fäuste mehr ballen konnte, vernuschelte Sprache. Er hatte sie zum Kämpfen erzogen. Als sie zehn war, jagte sie bereits den größten Jungen ihrer Straße, ach was, jeder beliebigen Straße. Manchmal kam es ihr vor, als sei kämpfen das Einzige, was sie je gekannt hatte. Sie hatte ihn geliebt, ihren Onkel. Ein sanfter Riese. Sie hatte es geliebt, wie er es schaffte, dass sie sich normal fühlte, trotz ihrer Größe und ihrer enormen Kraft. Wenn sie über ihr Leben nachdachte, war sie oft überrascht, wie viel von der Welt sie gesehen hatte. Wie sie den Reverend in San Francisco kennengelernt hatte, ein Jahr nachdem ihr Onkel gestorben war. Wie sie mit ihm in den Süden gereist war, nach Mexiko. Das war der erste Ort, wo sie sich hatte tätowieren lassen. Später segelten sie und der Reverend nach England, bereisten Spanien, kehrten nach England zurück. Jetzt, da es sie wieder nach Amerika verschlagen hatte, begriff sie, dass sie nirgendwo wirklich zu Hause war.

Gedankenverloren trottete sie über das Zirkusgelände, neben ihr hüpfte und sprang Marlowe durch den Matsch. In ihrem Herzen saß ein seltsames Gefühl. Sie hörte in der Ferne einen Hammer auf etwas Metallisches knallen, in der kalten Luft klang es wie eine dumpfe Glocke. Zwei Schläge. Dann noch mal zwei Schläge, wie eine Warnung. Ein uralter Clown in Hemdsärmeln blickte von einem Wasserfass auf, eine Rasierklinge in der Hand. Als sie vorbeiging, nickte er ihnen ernst-

haft zu. Weiter hinten, bei einem der Zäune, schleppte eine Frau einen Eimer Wasser, sie trug dabei nur einen Gehrock und lange Unterwäsche. Im Hintergrund wälzte sich eine Wand aus dunklen Wolken vor einen noch dunkleren Himmel.

Sie hatte keine Ahnung, was Mr. Beecher wollte. Aber sie selbst dachte darüber nach, dass sie und Marlowe jetzt schon über einen Monat als Abnormitäten auf der Schaubude auftraten, schon viel zu lang. Es war an der Zeit weiterzuziehen.

Als Brynt das schlammverkrustete Zelt betrat, das Beecher sein Büro nannte, warteten dort drei Menschen auf sie. Sie saßen am Schreibtisch und drehten sich gleichzeitig um, als sich Brynt durch den niedrigen Eingang duckte. Brynt streckte eine Hand zur Seite aus und fühlte, wie Marlowe zwei ihrer Finger mit seiner kleinen Faust packte. Eine der Gestalten war eine Frau. Sie trug ein blaues Samtkleid, und auf ihren gelben Locken balancierte ein Hut mit breiter Krempe, der einen Schatten über ihre Augen warf. Brynt bemerkte, dass unter dem Saum ihres Rocks schlammverdreckte Stiefel hervorlugten. Als sich ihre Augen an das Licht gewöhnt hatten, sah sie, dass die Nase der Frau vor langer Zeit gebrochen und schlecht gerichtet worden war, ihr Blick war entschlossen. Brynt war sofort klar, dass diese Frau weder zart noch sonderlich kultiviert war. Sie strahlte wilde Entschlossenheit und Misstrauen aus – unter anderen Umständen hätte Brynt das sympathisch gefunden.

Mr. Fox, immer ganz Gentleman, stand höflich auf, als Brynt hereinkam. Beecher hingegen lehnte sich nur in seinem Stuhl zurück und kaute im Zwielficht an seiner Zigarre.

»Da ist sie ja, Brynt die Große, wie sie leibt und lebt«, sagte Beecher unverschämt. »Wie zuvorkommend, dass du gleich das Kind mitbringst, Herzchen. Das hier ist Miss Alice Quicke, eine Privatdetektivin aus ...«

»England«, sagte die Fremde, die mit großem Interesse Marlowe beäugte.

»... von den fernen Inseln des edlen Englands. Miss Quicke erklärte uns gerade, wie leicht es ist, wie war es noch? Ja. Einen gestohlenen Jungen mit einem anderen zu verwechseln.«

»Ich habe nie ›gestohlen‹ gesagt«, sagte sie leise.

Brynt zögerte, blickte in die ihr zugewandten Gesichter, wartete, dass sich ihre Augen vollständig an das Licht gewöhnten. Dann richtete sie sich an den dritten der Anwesenden. »Mr. Fox, Sir«, sagte sie. »Worum geht es hier?«

»Es geht um den Jungen, Miss Brynt. Ihren Marlowe. Korrigieren Sie mich, sollte ich mich irren, aber Sie sind keine Blutsverwandte, richtig?« Als sie nichts erwiderte, räusperte sich Mr. Fox entschuldigend. »Bitte, setzen Sie sich. Ich bin mir sicher, wir können das alles klären. Hallo, mein Sohn.«

Marlowe blickte um sich, ohne etwas zu sagen.

Das Zelt war schmal, das einzige Licht kam von einer urchinlichen Laterne an der Ecke des Schreibtischs. Kurz spielte Brynt mit dem Gedanken, einfach abzuhaufen. Sie könnte sich einfach umdrehen und gehen, dachte sie, und Marlowe mitnehmen. Keiner der drei würde sie aufhalten können, darauf würde sie wetten, nicht mal die Detektiv-Frau. Brynt erinnerte sich an die ganze üble Angelegenheit, in die Eliza damals in England verwickelt gewesen war. Sie wusste nicht, ob das hier damit zu tun hatte – aber sie hatte kein Interesse, es rauszufinden.

Aber sie ging nicht. Die Bretter unter ihren Füßen waren lose und schlammverkrustet und wackelten laut unter ihrem Gewicht, als sie zum Tisch ging, den freien Stuhl umdrehte, ihre Röcke hochzog, sich hinsetzte und ihre massiven Arme auf den Stuhlrücken legte.

»Sein richtiger Name ist Stephen Halliday«, sagte die Frau, Miss Quicke. Sie blickte auf Marlowe, der sich an Brynts Arm

schmiegte, dann wieder zurück zu Brynt. Die Anwesenheit des Jungen schien ihr unangenehm zu sein. »Wäre es nicht besser, wenn er nicht dabei wäre, in dieser Situation? Ihm zu liebe?«

Niemand rührte sich oder zeigte Interesse für Miss Quickes Unbehagen, am wenigsten Brynt. Marlowe machte keine Anstalten zu gehen, er stand da und schwieg.

Miss Quicke zögerte kurz, als würde sie mit sich selbst debattieren, und fuhr dann fort. »Stephen Halliday wurde vor acht Jahren von seinem Kindermädchen entführt. Das war in Norfolk, England. Seine Familie ist sehr erpicht darauf, ihn zurückzubekommen. Ich bin in ihrem Auftrag hier. Ich habe Papiere, selbstverständlich.« Sie nahm einen dicken, mit Bindfaden umwickelten Umschlag aus ihrer Tasche und reichte ihn rüber.

Brynt faltete die Dokumente auseinander und begann zu lesen. Die anderen warteten. Ab und zu verzog Brynt unweigerlich das Gesicht und blickte kurz auf. Der Umschlag enthielt verschiedene Formulare und Urkunden, mit Stempeln sowohl aus London als auch aus New York City. Nicht alle diese Papiere verstand Brynt, aber der Großteil betraf die Identität und die Geschichte des vermissten Jungen. Darunter waren auch Zeugenaussagen und offizielle Vollmachten für die Frau, Miss Alice Quicke, unterschrieben von einem gewissen Lord Halliday, die sie als die rechtmäßige private Ermittlerin in dieser Sache auswiesen. Marlowe, so schien es, war der Erbe eines gewaltigen Anwesens im Osten Englands. Er war entführt worden, als er noch ein Baby war, dann war er im Dunst des Großraums London verschwunden. Die Familie war seit jenem Tag auf der Suche nach ihm. Identifizieren könne man ihn, hieß es an einer Stelle, anhand eines Muttermals auf seinem Rücken, das die Form eines Schlüssels hatte.

